

GESELLSCHAFT ALS IDEOLOGIE

Fragen

Sollte die Gesellschaft die »natürlichen« Unterschiede zwischen den Menschen bewahren oder ausgleichen? Ist das Individuum der Gesellschaft »verpflichtet«? Muß der Staat den einzelnen zu »sozialem« Verhalten zwingen? Ist das Problem unserer Gesellschaft, daß die Menschen zu »individualistisch« sind oder zu »konformistisch«?

Thesen

Die natürliche Verschiedenheit der Menschen ist weder eine Rechtfertigung für einen hierarchischen Staat, in welchem »weniger Bemittelte« benachteiligt werden, noch für eine zwangsweise Gleichmacherei. Der Zwang des Staates führt nicht zu sozialem, sondern zu *unsozialem* Verhalten – das individualistisch zu sein *scheint*, aber konformistisch ist.

Inspiration

Robert Bly, *Die kindliche Gesellschaft* (1999) · Leonard Boff, *Die Logik des Herzens* (1999) · Juliet Butler, *Masha und Dasha* (2000) · Christopher Jencks, *Chancengleichheit* (1972) · Paul Goodman, *Communitas* (1960) · Paul Goodman, *Growing Up Absurd* (1960) · Paul Goodman, *Das Verhängnis der Schule* (1964) · Paul Goodman, *New Reformation* (1970) · Paul Goodman, *Gestalt-Erfahrung* (1972) · Heinz-Joachim Heydorn, *Ungleichheit für alle* (1980) · Albert Jay Nock, *Memoirs of a Superfluous Man* (1944) · Siouxsie Sioux, *Happy House* (1980) · Helmut Skowronek, *Umwelt und Begabung* (1973) · Thomas Sowell, *Race and Culture* (1994) · Thomas Szasz, *Grausames Mitleid* (1994)

Motto

»Alle werden gleich sein. Zumindest verspricht man es. Das wird die despotischste der Herrschaften.«

Michael Bakunin

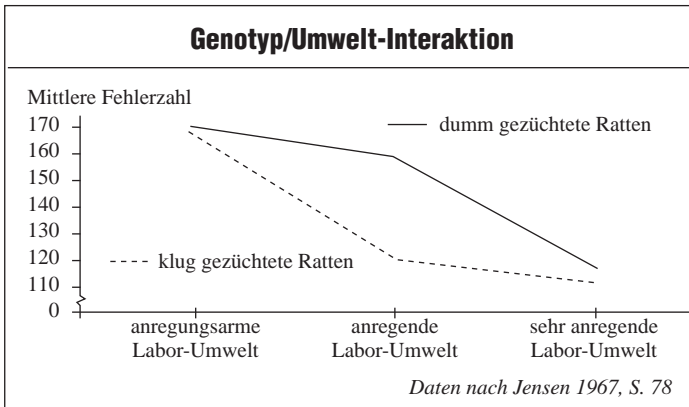
Die Erbe/Umwelt-Diskussion

Es besteht kein Zweifel, daß viele Merkmale der Ungleichheit zwischen menschlichen Individuen auf Erbe beruhen. Haut-, Haar- und Augenfarbe etwa. Beim Längenwachstum ist der Zusammenhang komplizierter. Wenn ein Individuum in der Wachstumsphase unterernährt wird oder unerträglichen körperlichen Anstrengungen ausgesetzt ist, kann sein Wachstum durch die Umwelt empfindlich begrenzt werden.

Niemand bestreitet diese Zusammenhänge, obwohl sie keineswegs unwichtig sind. Wer als Schwarzer in eine Umwelt geboren wird, in der Schwarze diskriminiert werden, wünscht sich vielleicht oft, daß die Hautfarbe nicht von den Genen bestimmt würde. Bezogen auf das Merkmal Hautfarbe liegt jedoch die Lösung für den diskriminierten Schwarzen nicht in der Veränderung seiner Hautfarbe, sondern im Abbau der gesellschaftlichen Diskriminierung.

Eine andere Diskussion verlangt demgegenüber die Fragestellung, wie hoch der erbliche Anteil zum Beispiel an der **Intelligenz** ist. Wenn die Intelligenz zu einem hohen Grade vererbt würde, dann scheint daraus zu folgen, daß es nutzlos ist, jemanden zu fördern, der »dumm geboren« wird. Besonders brisant wird die Fragestellung, wenn ein Zusammenhang zwischen Hautfarbe und Intelligenz hergestellt und behauptet wird, die Schwarzen seien eben einfach dümmer. Das wäre nicht die Folge der Diskriminierung, sondern ihres Erbgutes. Maßnahmen, um die »dumm geborenen« schwarzen Kinder zu fördern, wären demnach verschwendete Gelder.

Allerdings ist das voreilig behauptet. Elefantenbullen etwa werden aggressiv »geboren«, jedoch durch ihre Sozialisation in der Gruppe zu friedfertigem Verhalten gebracht. Der Bulle hat also einen aggressiven »Genotyp«, der durch die Umweltbedingungen zu einem friedlichen »Phänotyp« wird. Das Zusammenspiel zwischen Erbgut (»Genotyp«) und Umwelt, das einen individuellen »Phänotyp« hervorbringt, wird meist »Interaktion« genannt. Extreme Formen von Interaktion gibt



es etwa bei Insekten: Nicht die Gene, sondern die Bedingungen am Anfang ihres Lebens entscheiden etwa darüber, ob eine Ameise eine vermehrungsfähige Königin oder eine sterile Arbeiterin wird. Sarah Hrdy (1999) nennt dies »mütterliche Effekte«.

Eine Genotyp/Umwelt-Interaktion zeigt die Grafik oben: Im Labor wurden Ratten nach »dumm« und »klug« hinsichtlich ihrer Fähigkeit gezüchtet, sich in einem Labyrinth zu rechtzufinden. Diese Rattenstämme wurden dann in drei verschiedenen Umwelten mit Aufgaben konfrontiert. In einer wenig anregenden Laborumwelt machen beide Rattenstämme ungefähr gleich viele Fehler. Werden die Bedingungen *leicht* verbessert, so ergibt sich ein sehr großer Unterschied zwischen den Rattenstämmen. Der Unterschied verschwindet jedoch wieder, wenn die Bedingungen *stark* verbessert werden.

Wie »natürlich« ist demnach der Unterschied zwischen dem »dummen« und dem »klugen« Rattenstamm, wenn wir die mittlere Umweltbedingung betrachten? Der Unterschied geht zwar vermutlich auf das Erbgut zurück und ist darum eventuell als »natürlich« zu bezeichnen. Dies besagt jedoch nicht, daß der Unterschied notwendigerweise besteht: Weder unter den schlechteren noch unter den besseren Bedingungen gibt es den Unterschied.

Interessanterweise stammt dieses Beispiel aus einer Abhandlung von Arthur Jensen (1967), der vehement die These einer hohen Erbllichkeit der Intelligenz vertritt, und daraus abgeleitet behauptet, die Programme zur Unterstützung von weniger »begabten« Kindern seien zum Scheitern verurteilt. 1994 veröffentlichten Richard J. Herrnstein und Charles Murray das Buch »The Bell Curve«, wo sie ähnlich wie Jensen argumentierten.

Ein Erbe/Umwelt-Modell

Der theoretische Zusammenhang der Einflußfaktoren »Erbe« und »Umwelt« auf ein beliebiges Merkmal wäre recht einfach auszudrücken, sofern es *einzig* diese beiden Faktoren gäbe:

- Wenn sich Individuen mit unterschiedlichen Genen in einer absolut identischen Umwelt aufhalten (und immer aufgehalten haben), so ist 100% der Differenz zwischen ihnen genetisch bedingt. (Es gibt noch eine weitere Situation, in der alle Differenzen ein Ausdruck der genetischen Anlagen sind; diese Situation kann erst nach der Erläuterung des Modells beschrieben werden, siehe S. 219.)
- Wenn sich Individuen mit identischen Genen in unterschiedlichen Umwelten aufhalten, so sind 100% der Differenzen zwischen ihnen umwelt- oder sozialisationsbedingt.
- Wenn Individuen mit identischen Genen unter verschiedenen Umweltbedingungen keine Differenzen in einem Merkmal herausbilden, kann man davon ausgehen, daß bei diesem Merkmal keine Gen/Umwelt-Interaktion stattfindet (Genotyp = Phänotyp).
- Wenn Individuen mit identischen Genen unter verschiedenen Umweltbedingungen große Differenzen in einem Merkmal herausbilden, kann man davon ausgehen, daß bei diesem Merkmal eine starke Interaktion zwischen Genen und Umwelt stattfindet (Genotyp \neq Phänotyp) *oder* daß kein genetischer Einfluß vorliegt.

Die Schwierigkeit, diese relativ einfachen Zusammenhänge an Merkmalen menschlicher Individuen empirisch zu prüfen,

liegt darin, daß wir weder identisch genetisch ausgestattete Genotypen in unterschiedliche Umwelten versetzen noch den Faktor »Umwelt« genau kontrollieren können. Was ist eine »völlig identische Umwelt« für zwei menschliche Individuen?

Um uns über die Bedeutung der Zusammenhänge zwischen Genotyp und Phänotyp klarer zu werden, brauchen wir ein Modell, das die fehlende Empirie ersetzt. Damit das Modell nicht vollkommen willkürlich ist, ist es aus einem natürlichen Kontext entnommen, nämlich der Pflanzenwelt.

Wir können uns vorstellen, daß wir reinerbige Pflanzensamen haben, die wir in unterschiedlichen Umweltbedingungen testen. Die Werte der Tabelle auf Seite 218 bezeichnen das Längenwachstum der Pflanzen. Sie sind angelehnt an die Werte, die Richard C. Lewontin (1996, S. 132) für *Achillea*-Pflanzen ermittelt hat. Die Umweltbedingungen, unter denen er das Wachstum von *Achillea*-Pflanzen beobachtet hat, sind Mittel- lage (meine Umwelt I), Hochgebirge (Umwelt II) sowie Tief- land (Umwelt III).

In diesem Modell gibt es sechs Genotypen von A bis F. Für den Genotyp A bilden die Umwelten eine klare aufsteigende Linie: Unter Umwelt I gedeiht er am wenigsten gut, unter Umwelt III am besten. Auch Genotyp B macht von Umwelt I nach Umwelt II einen Wachstumssprung. Dann bringt jedoch die Umwelt III keine weiteren Vorteile. Die Umwelt I ist für die meisten Genotypen die schlechteste Möglichkeit, aber nicht für alle: Genotyp C gedeiht hier am besten, während er unter Umwelt III, für alle anderen Genotypen optimal, am schlechtesten gedeiht.

In der Horizontalen sind alle Unterschiede zu 100% durch die Umwelt bedingt. Es handelt sich ja um die Werte für genetisch identische Pflanzen. Vertikal gelesen zeigt die Tabelle Differenzen, die zu 100% durch die Gene verursacht werden, weil es sich um identische Umwelten handelt.

Obwohl also in Umwelt I eine sehr große »Ungleichheit« herrscht, die zu 100% »natürlich« (erblich) ist, bedeutet dies nicht, daß sich nichts daran ändern ließe. Betrachten wir Genotyp F, das Schlußlicht in Umwelt I (Rang 6). Selbst die

Gene oder Umwelt?									
Umwelt	I		II		III		max		→
	cm	Rang	cm	Rang	cm	Rang	cm	Rang	
Genotyp A	15	4	45	1	52	1	52	1	Horizontal 100% umwelt- bedingte Differenzen
Genotyp B	18	3	32	3	32	4	32	5	
Genotyp C	45	1	34	2	31	5	45	2	
Genotyp D	31	2	28	4	38	2	38	3	
Genotyp E	12	5	25	5	25	6	25	6	
Genotyp F	11	6	10	6	36	3	36	4	
Vertikal ↓ 100% genetisch bedingte Differenzen									
	I	II	III	max					
s*	13,0	11,5	9,0	9,2					
Durchschnitt	22,0	29,0	35,7	38,0					
1+2 zu \emptyset **	+16,0	+10,5	+16,0	+10,5					
5+6 zu \emptyset **	-10,5	-11,5	- 7,7	- 9,5					
Abstand***	26,5	22,0	23,7	20,0					
<p>* Standardabweichung zwischen den cm-Werten (vertikal)</p> <p>** Durchschnittlicher Abstand von Rang 1+2 zum Gesamt-Durchschnitt bzw. von Rang 5+6 zum Gesamt-Durchschnitt</p> <p>*** Abstand Durchschnitt von Rang 1+2 zu Durchschnitt von Rang 5+6</p> <p><i>Daten in Anlehnung an Lewontin 1996, S. 132 (Achillea-Pflanzen)</i></p>									

Umwelt II, für die meisten Genotypen ein Fortschritt, bringt für Genotyp F nichts. Ja, er verschlechtert sein Wachstum, und der Abstand zu den anderen wird größer.

Während Typ F in Umwelt I mit Typ E fast gleich ist, ist er in Umwelt II 15 cm kleiner. Aber in Umwelt III macht er einen Wachstumssprung und verbessert sich sogar auf Rang 3.

Welchen Schluß würde ein Gärtner aus dieser Tabelle ziehen? Er würde *nicht* für eine »gleiche« Umwelt für alle Genotypen sorgen, sondern für die *jeweils beste* Umwelt. Diese Bedingung ist in der Spalte »max« simuliert. Auch die Spalte »max« zeigt, vertikal gelesen, *genetisch* bedingte Differenzen. Dies ist die oben erwähnte zweite Möglichkeit, unter der alle Unterschiede auf Gene zurückgehen: Wenn sich jeder Genotyp in seiner optimalen Umwelt befindet, sind die Unterschiede nicht einem *hinderlichen* Umwelteinfluß zuzuschreiben!

Wer als Ideal die Gleichheit hat, müßte allerdings eine andere Umweltkonstellation als die in »max« simulierte anstreben: Es wäre möglich, die Umweltbedingungen für die Genotypen so zu mischen, daß alle möglichst gleiche Werte haben. Dies halte ich jedoch für ein unsinniges und auch ungerechtes Ansinnen, denn es würde bedeuten, vielen Individuen weniger Entwicklungsmöglichkeiten zu geben, als sie haben. Gleichwohl gab es – und gibt es noch! – Versuche, eine solche Umweltbedingung zu schaffen, etwa unter kommunistischen Regimen oder bei religiösen Gruppierungen.

Tun wir nun so, als handle es sich bei der Population von Achillea-Pflanzen um eine Gesellschaft von menschlichen Individuen und analysieren sie soziologisch. Statt der cm-Werte könnten wir uns vorstellen, daß es IQ-Werte sind (um realistische IQ-Werte zu erhalten, muß jeweils 65 hinzuaddiert werden). Es könnten aber auch durchschnittliche Jahreseinkommen in 1000 \$ sein (obwohl es schwer fallen dürfte, dies als Funktion eines Genotyps darzustellen).

Umwelt I wäre vielleicht die amerikanische Gesellschaft Anfang des 20. Jahrhunderts. Es gibt starke Ungleichheit, besonders die »Unterschicht« – Typ E und F – hat einen deutlichen Abstand zu den anderen. Wirtschaftliche Entwicklung und soziale Maßnahmen verändern die Umwelt nun in Richtung auf II und III. Die Unterschiede werden geringer. Man kann das an verschiedenen Parametern sehen: Die Standardabweichung (s) zwischen allen Werten wird kleiner. Der Abstand der Ränge 5 und 6 (»Unterschicht«) zu den Rängen 1 und 2 (»Oberschicht«) nimmt ab. Die Intelligenz resp. die Pro-

sperität nimmt deutlich zu (steigende Durchschnittswerte). Das ist übrigens Realität: Der durchschnittliche IQ-Wert in Industrieländern ist in den letzten Jahrzehnten gestiegen. (Worauf auch immer das zurückzuführen ist, dieses Faktum zeigt jedenfalls, daß die kulturpessimistische Diagnose vom »Leistungsverfall« Ideologie ist.)

Statistisch gesehen ist die Veränderung von Umwelt I erst zu Umwelt II und dann zu Umwelt III ein Fortschritt: Der Durchschnittswert (IQ oder Einkommen) steigt, die Unterschiede werden geringer. Wenden wir uns nun Genotyp C zu, dem Spitzenreiter (Rang 1) in Umwelt I. Für *ihn* bedeutet die Veränderung keinen Fortschritt, sondern eine empfindliche Beschneidung seiner Möglichkeiten.

Auf diese Konstellation hat die libertäre Kritik an der Gleichheits-Ideologie immer wieder hingewiesen. So stellte Paul Goodman (1964) die Hypothese auf, daß z.B. Schulbesuch nicht für alle Kinder der beste Weg ist, sich auf das Leben und den Beruf vorzubereiten. Kinder, die in der Schulumwelt nicht »gedeihen«, werden also in dem Maße, in welchem die staatliche Schule den Zugang zur Gesellschaft monopolisiert, Nachteile erleiden. (Im folgenden »**Goodman-Hypothese**« genannt.)

Wie gleich ist gleich?

Eigenwillige Zwillinge

Das, was einer Vielzahl von identischen Genotypen am nächsten kommt, sind eineiige Zwillinge. Der »Nachteil« bei Zwillingen ist, daß es nur zwei sind (während es viele Umwelten gäbe, die getestet werden sollten) und daß sie normalerweise in fast identischer Umwelt aufwachsen – sogar bereits vor der Geburt. Darum stützt sich die Zwillingsforschung auch auf den Vergleich von eineiigen zusammen aufwachsenden mit eineiigen getrennt aufwachsenden Zwillingen. Aber schon eineiige Zwillinge gibt es nicht häufig. Eineiige Zwillinge, die von klein auf getrennt werden und die der Forschung zur Ver-

IQ-Werte* eineiiger Zwillinge								
Paar	1	2	3	4	5	6	7	8
X	100	120	89	114	103	75	90	104
Y	100	119	90	115	97	82	110	118
	← $r = 0,99 \cdot r^2 = 0,98$ →				← $r = 0,7 \cdot r^2 = 0,49$ →			
	← $r = 0,8 \cdot r^2 = 0,64$ →							
	← $r = 0,84 \cdot r^2 = 0,7$ →							
* Fiktive Werte zur Verdeutlichung der Bedeutung von r und r^2								

fügung stehen, sind noch seltener – so selten, daß Cyril Burt in den 1940er Jahren etliche Daten für eineiige Zwillinge erfand (vgl. Gould 1981, S. 259ff). Damit sind alle statistischen Aussagen über die Zwillingspaare sehr spekulativ.

Eineiige gemeinsam aufwachsende Zwillinge müßten in ihren IQ-Werten vollständig übereinstimmen, und zwar sowohl nach der genetischen als auch nach der umweltorientierten Hypothese: Sie verfügen über die gleichen Gene, und sie leben in Umwelten, die einander so ähnlich sind wie nur überhaupt möglich. Der lineare Zusammenhang zwischen zwei Wertreihen wird in der Statistik mit » r « (Maßkorrelation) ausgedrückt. Bei $r = 1$ besteht eine absolute Übereinstimmung, bei $r = -1$ besteht absolute Entgegensetzung, und bei $r = 0$ besteht überhaupt kein *linearer* Zusammenhang.

Um die Frage der Korrelation zwischen den Zwillingspaaren *anschaulicher* zu machen, sind in der Tabelle oben eine Reihe von fiktiven Werten zusammengestellt. Die ersten vier Zwillingspaare haben jeweils die gleichen oder fast die gleichen Werte. Die Maßkorrelation zwischen diesen Werten beträgt $r = 0,99$. Das würde der Voraussage entsprechen, daß eineiige Zwillinge sowohl aufgrund der Gleichheit ihrer Gene als auch aufgrund der Gleichheit ihrer Umweltbedingungen den gleichen IQ haben müßten.

Die Empirie macht der Voraussage jedoch einen Strich durch die Rechnung. Der empirische Mittelwert für 14 Studien, die Jensen (1967) ausgewertet hat, ergibt für zusammen aufgewachsene Zwillinge eine Maßkorrelation von *mageren* $r = 0,87$.

Zunächst mag $r = 0,87$ sehr hoch erscheinen. Aber werfen wir einen Blick auf Tabelle auf Seite 221. Eine ungefähr entsprechende Maßkorrelation entsteht, wenn wir zu den Paaren 1 bis 4 noch die Paare 5 bis 7 hinzunehmen. Durchschnittlich weichen die Paare 1 bis 7 um 5,2 IQ-Punkte ab, das entspricht tatsächlich der *niedrigsten* in empirischen Studien gefundenen durchschnittlichen Abweichung.

Doch der statistische Durchschnitt hat so seine Tücken. Unter den sieben Paaren befindet sich auch Paar Nr. 7, das um 20 IQ-Punkte abweicht. Wie bedeutsam eine solche Abweichung ist, möchte ich an den Zwillingspaaren 5 und 6 zeigen: Bei Zwillingsspaar 6 liegen die IQ-Werte um nur sieben Punkte auseinander – aber das wäre nach der Standardmeinung der empirischen Intelligenzforschung genug, um den einen Zwilling zu einem nahezu debilen Menschen zu machen, den anderen jedoch zu einem halbwegs intelligenten. Ein IQ-Wert von 80 Punkten wird nämlich oft als »Scheidelinie« benutzt, um die Auswirkungen von ausgeprägter Minderleistung z. B. der Mütter auf die kindliche Entwicklung zu testen.

Bei Zwillingsspaar 5 liegen die IQ-Werte noch dichter zusammen, nämlich mit einem Abstand von 6 Punkten. Herrnstein und Murray schlüsseln ihre Daten über die Auswirkungen des IQs auf soziale Parameter wie »Leben unterhalb der Armutsgrenze«, »Schulabbruch«, »Abhängigkeit von Sozialhilfe«, »Arbeitsunfähigkeit«, »Anfälligkeit für Kriminalität« folgendermaßen auf: Stichproben, bei denen der durchschnittliche IQ bei 97 liegt, und Stichproben, bei denen der durchschnittliche IQ bei 103 Punkten liegt. Obwohl nur sechs Punkte Differenz bestehen, hat dieser Studie zufolge die Gruppe mit einem durchschnittlichen IQ von 97 Punkten deutlich höhere Risiken, in die erwähnten sozial negativen Situationen zu kommen. Bezogen auf das Zwillingsspaar 5 hieße das also,

daß der eine der Zwillinge ein viel größeres soziales Risiko hätte als der andere.

Da es sich hierbei um gemeinsam aufwachsende eineiige Zwillinge handelt, fragt sich, wie diese großen Differenzen überhaupt erklärt werden können: Entweder muß es mindestens einen weiteren Einflußfaktor (z.B. Zufall, freier Wille o.ä.) geben oder bereits so kleine umweltbedingte Abweichungen, wie sie bei eineiigen Zwillingen vorkommen, müssen diese starke Auswirkung haben.

Wenden wir uns nun getrennt aufwachsenden Zwillingen zu. Zunächst einmal sagt das Faktum, daß zwei gleiche Genotypen getrennt aufwachsen, noch gar nichts aus. In der Zwillingsforschung wird immer davon ausgegangen, daß getrenntes Aufwachsen auch gleichbedeutend sei mit einem Aufwachsen unter verschiedenen Umweltbedingungen. Nur wenige Untersuchungen können danach aufgeschlüsselt werden, ob die Umweltbedingungen der getrennt aufgewachsenen Zwillinge ähnlich sind oder nicht. Die Untersuchung, die das zuläßt, hat ein für die Vererbungslehre niederschmetterndes Ergebnis: Die elf Zwillingspaare, die in einander ähnlichen Umwelten aufwuchsen, hatten erwartungsgemäß eine Korrelation von $r = 0,91$, die acht Zwillingspaare, die in einander weniger ähnlichen Umwelten aufwuchsen, erreichten dagegen nur einen Wert von $r = 0,24$ (Skowronek 1973, S. 229), das ist der gleiche Wert, den zusammen aufwachsende, miteinander nicht verwandte Kinder erreichen.

Jensen zieht aus der Tatsache, daß in seiner Studie die Maßkorrelation zwischen den Zwillingspaaren, die getrennt aufgewachsen sind, $r = 0,75$ ist, den Schluß: also sind 75% der Unterschiede in Intelligenz erblich bedingt. Dieser Schluß ist statistisch gesehen unsauber. Denn nicht aus dem Maß r ergibt sich, zu welchem Prozentsatz die Variablen einander bestimmen (»determinieren«), sondern erst aus r^2 (»Bestimmungsmaß« oder »Determinationskoeffizient«).

Aus dem Wert $r = 0,75$ ergibt sich $r^2 = 0,56$. Mithin wären nur 56% der Intelligenz erblich bestimmt.

Studien, die getrennt aufwachsende Zwillinge betrachten,

kommen generell zu Ergebnissen, die zwischen $r = 0,7$ und $r = 0,8$ liegen. Mittlerweile gibt es auch einen Konsens von Edward O. Wilson bis Herrnstein und Murray, daß die Erbllichkeit (»Herabilität«) der Intelligenz bei 50 bis 60 Prozent liege. Wer genau liest, wird allerdings feststellen, daß die jeweiligen Autoren nicht sagen, sie wüßten, daß dieser Prozentsatz richtig sei, sondern nur, sie würden es vermuten. Die Erbllichkeitsforschung scheint eine wenig exakte Wissenschaft zu sein.

Wie dem auch sei: Die realen Abweichungen zwischen Zwillingspaaren sind groß genug, um auf eine untergeordnete Bedeutung des genetischen Faktors zu schließen.

Kritische Randbemerkung zur Zwillingsforschung

Die statistische Erfassung getrennt aufwachsender eineiiger Zwillinge könnte eine Sackgasse der Forschung sein. Wenn wir wissen wollen, wie sich gleiche Genotypen in verschiedenen Umwelten entwickeln, dürfen Zwillinge nicht statistisch erfaßt werden, sondern vielmehr sind einzelne Biographien nachzuzeichnen.

Gut dokumentiert ist der extreme Fall der russischen siamesischen Zwillinge Masha und Dasha, die unter dem stalinistischen Regime unmenschlichen medizinischen Experimenten unterworfen waren. Die englische Journalistin Juliet Butler (2000) hat ihre Autobiographie aufgezeichnet. »Gleicher« als bei diesen beiden Menschen können Genotyp und Umweltbedingungen nicht sein. Dennoch haben sie ausgeprägte eigene Charaktere (die eine ist fügsam, die andere rebellisch), verschiedene Interessen und auch unterschiedliche Schwierigkeiten. Während die eine die schrecklichen Erlebnisse mit Alkohol ersäuft (und heute als Alkoholikerin gilt), ist die andere, obgleich sie am gleichen Blutkreislauf partizipiert, dem Alkohol abgeneigt. Sie leidet nicht einmal unter »Entzugserscheinungen«, wenn sich ihre Schwester den Alkohol versagt!

Es könnte demnach Differenzen zwischen Individuen geben, die weder auf Erbgut noch auf Umwelteinflüsse

zurückzuführen sind und die sogar bewußt gegen die Umwelt verteidigt werden.

Herabilität und Variabilität

Was bedeutet nun jene Aussage, 60% der Intelligenz seien »vererbt«?

Schauen wir uns eine Person an, die einen IQ von 100 hat. Bedeutet die Aussage, daß 60 IQ-Punkte auf Erbe und 40 IQ-Punkte auf die Umwelt zurückgehen? Das ist keine sinnvolle Interpretation. Wir müßten nämlich wissen, ob diese Person unter speziell für ihre Intelligenzentwicklung günstigen oder ungünstigen Umständen aufgewachsen ist. Das Maß, mit dem gemessen werden könnte, ob jemand das genetische Potential seiner Intelligenz ausgeschöpft hat oder nicht, wäre die Variabilität, nicht die Herabilität.

Werfen wir noch einmal einen Blick auf die Daten des Wachstums von Archillea-Pflanzen im Erbe/Umwelt-Modell von Seite 218.

Die daraus abzuleitende Variabilität ist in der Tabelle auf der Seite 226 aufgeführt.

Vergleichen wir Typ F in Umwelt I und II. Es handelt sich sozusagen um getrennt aufgewachsene eineiige Zwillinge. Sie haben fast den gleichen Wert. Dennoch: Würde ein weiteres Individuum des selben Genotyps in Umwelt III aufwachsen, läge sein Wert höher.

Die Tabelle zeigt auch, daß die Variabilität der verschiedenen Genotypen sehr unterschiedlich groß sein kann. Gleichwohl sagt die Tabelle nicht, ob überhaupt die größtmögliche Variationsbreite erreicht ist. Es könnte ja durchaus sein, daß Genotyp F unter einer noch anderen Umweltbedingung (das wäre Umwelt IV) etwa 52 cm groß werden könnte.

Niemand kann bei einem Menschen, der den IQ-Wert von 100 hat, sagen, ob es ihm unter anderen Umweltbedingungen möglich gewesen wäre, einen viel höheren Wert zu erreichen. Denn zu einer solchen Aussage müßte man wissen, welches Potential sein Genotyp hat. Dies wiederum würde voraussetzen, daß wir diesen Genotyp unter beliebig vielen Umwelt-

Variabilität								
Umwelt	I		II		III		Variabilität	
	cm	Rang	cm	Rang	cm	Rang	von ... bis	Abstand (v)
Genotyp A	15	4	45	1	52	1	15-52	37
Genotyp B	18	3	32	3	32	4	18-32	14
Genotyp C	45	1	34	2	31	5	31-45	14
Genotyp D	31	2	28	4	38	2	28-38	10
Genotyp E	12	5	25	5	25	6	12-25	13
Genotyp F	11	6	10	6	36	3	10-36	26

bedingungen testen – so wie wir es mit reinerbigen Pflanzen-Genotypen tun können. Beim Menschen ist das offensichtlich nicht möglich.

Herabilität ist also nicht zu verwechseln mit Variabilität. Oder anders gesagt: Die Aussage, 60% der Intelligenz seien »erblich«, bezieht sich nicht darauf, in welchem Ausmaß die Intelligenzentwicklung eines einzelnen Individuums oder einer Gruppe verändert oder beeinflußt werden kann. Insofern ist es auch nicht richtig, aus der Aussage, die durchschnittliche Intelligenz von Schwarzen sei geringer als die von Weißen oder Asiaten, zu schließen, daß dies so bleiben müsse.

»Herabilität« könnte, jedenfalls wenn sie in der nach Jensen, Herrnstein und Murray sowie Wilson beschriebenen Weise abgeleitet wird, eine Aussage der folgenden Art sein: Es ist zu 60% wahrscheinlich, daß ein Individuum unabhängig von den Umweltbedingungen einen ähnlichen IQ-Wert hat wie seine Eltern.

Die Tabelle auf Seite 227 zeigt zwei fiktive Beispiele, um zu verdeutlichen, daß trotz einer hohen Herabilität Dynamik möglich ist: Wir bilden zwei Gruppen von je 100 Personen. Die erste Gruppe besteht aus Personen, die einen IQ von 90 Punkten haben, die zweite Gruppe aus Personen mit einem IQ von 110 Punkten. Damit wissen wir wohlgernekt weder etwas

Herabilität 60%

1. Generation

100 Personen
mit je 90 IQ

2. Generation

60%

40%

60 Personen
mit je 90 IQ

40 Personen
mit je 100 IQ

3. Generation

60%

40%

60%

40%

36 Personen
mit je 90 IQ

24 P.
je 100 IQ

24 P.
je 100 IQ

16 P.
110 IQ

4. Generation

60%

40%

60%

40%

60%

40%

21 P.
je 90 IQ

15 P.
100 IQ

14 P.
100 IQ

10
110

15
100

9
110

10
110

6
120

Durchschnitt in der 4. Generation: 102 IQ

1. Generation

100 Personen
mit je 110 IQ

2. Generation

60%

40%

60 Personen
mit je 110 IQ

40 Personen
mit je 100 IQ

3. Generation

60%

40%

60%

40%

36 Personen
mit je 110 IQ

24 P.
je 100 IQ

24 P.
je 100 IQ

16 P.
90 IQ

4. Generation

60%

40%

60%

40%

60%

40%

21 P.
je 110 IQ

15 P.
100 IQ

14 P.
100 IQ

10
90

15
100

9
90

10
90

6
80

Durchschnitt in der 4. Generation: 98 IQ

über die in den Gruppen vertretenen Genotypen noch über deren mögliche Variabilität. Der Wert für »Herabilität« (in diesem Fall 60 %) bedeutet: Wir nehmen an, daß von den Kindern jeweils 60% den gleichen IQ-Wert haben wie die Eltern.

Was ist mit den übrigen 40% der Personen? Sie hätten irgend einen *anderen* IQ-Wert.

Für die Rechnung der Herabilitäts-Tabelle (oben) ist nun angenommen worden, die Gruppe mit dem Ausgangswert von 90 IQ-Punkten würde sich in einer für sie positiven Umwelt befinden, die in der Lage ist, den IQ-Wert um 10 Punkte zu

steigern. Das Herabilitäts-Maß von 60% vorausgesetzt, ergibt sich, daß 60 Personen weiterhin nicht über 90 IQ-Punkte hinaus kommen. 40 Personen dagegen erreichen in der zweiten Generation 100 Punkte. Nach nur vier Generationen sind diejenigen Personen, die 90 IQ-Punkte haben, in der Minderheit. Der Gruppendurchschnitt ist auf 102 IQ-Punkte gestiegen.

Die zweite Gruppe dagegen ist schlechten Umweltbedingungen ausgesetzt, die zu einer Senkung des IQ-Wertes um 10 Punkte führen kann. Nach vier Generationen ist der Durchschnitt der Gruppe auf 98 IQ-Punkte gesunken – er liegt nun niedriger als der der ersten Gruppe.

Dieser Vorgang ist zu 100% auf den Umwelteinfluß zurückzuführen und nicht auf die Gene. Herabilität ist also ein Maß, das über die Entwicklungsmöglichkeiten von Individuen und Gruppen nichts aussagt. Aussagekräftig wäre nur die Variabilität, deren Maß jedoch für Menschen nicht ermittelt werden kann. – Aus der Diskussion lassen sich fünf theoretische Aussagen über die statistischen Zusammenhänge in der Erbllichkeitsforschung machen:

1. Variabilität und Herabilität sind voneinander völlig unabhängige Größen. Vergleichen wir in der Variabilitäts-Tabelle (Seite 226) den Genotyp B, der in Umwelt II und III eine Höhe von 32 cm erreicht. Die Herabilität ist 100%, weil sich alle Nachkommen unter den gleichen Umweltbedingungen gleich entwickeln werden. Vergleichen wir das Wachstum von Genotyp B in Umwelt II (32 cm) mit dem in Umwelt I (18 cm), so bleibt es bei der Herabilität von 100%, die Variabilität jedoch steigt auf 14 cm.
2. Herabilität sagt bezüglich der Differenzen zwischen Gruppen in unterschiedlichen Umwelten nichts aus. Genotyp B erreicht in Umwelt II 32 cm, Typ A in Umwelt I 15 cm. Man kann die Differenz als »genetisch« beschreiben, denn Genotyp D erreicht in Umwelt I fast die Größe von Genotyp B in Umwelt II (31 cm). Mit gleichem Recht kann man die Differenz als »umweltbedingt« beschreiben, denn der Genotyp A wird in den Umwelten II und III sogar größer als der Genotyp B (45 resp. 52 cm).

3. Wenn bei Herstellung gleicher Umweltbedingungen Unterschiede zwischen Gruppen bestehen bleiben, bedeutet dies nicht, daß die Unterschiede unabänderlich sind. Beispiel: Vergleichen wir Genotyp B in Umwelt II (32 cm) mit Genotyp F in Umwelt I (11 cm). Wird für Genotyp F die gleiche Umwelt wie für B hergestellt, erhöht sich die Differenz sogar (F wird nur 10 cm groß). Wird Genotyp F jedoch in Umwelt III verpflanzt, überflügelt er Genotyp B, weil er 36 cm groß wird.
4. Die Variabilität des Genotyps kann unter Menschen nicht festgestellt werden. Eine solche Feststellung würde voraussetzen, daß man über eine Vielzahl von reinerbigen Genotypen verfügt und deren Aufwachsen in absolut kontrollierten Umwelten beobachten könnte.
5. Das Maß Herabilität sagt nichts über die Veränderlichkeit an sich aus, sondern bestimmt die *Geschwindigkeit*, in der Veränderungen stattfinden können. Wenn wir in der Herabilitäts-Tabelle (Seite 227) die Herabilität heraufsetzen, wird die Veränderung langsamer von statten gehen, wenn wir sie herabsetzen, wird sie schneller sein. Nur bei einer Herabilität von 100% gibt es, konstante Umweltbedingungen vorausgesetzt, keine Veränderlichkeit.

Um zu zeigen, daß derartige Vorgänge realistisch sind (und nicht nur Modellcharakter haben), hier zwei Werte (nach Sowell 1994, S. 166): Der durchschnittliche IQ von italienischstämmigen Amerikanern steigerte sich zwischen den 1920er Jahren und den 1970er Jahren von 92 auf 100 Punkte (Steigerung um 8 Punkte in 50 Jahren), der von polnischstämmigen Amerikanern im gleichen Zeitraum um 18 Punkte von 91 auf 109 Punkte. Dies ist ein Zeitraum, der weniger als vier Generationen umfaßt. Das heißt, daß die Herabilität geringer oder die Variabilität größer sein muß, als ich im Modell vorausgesetzt habe. (Die rassistische Annahme, die Steigerung des IQs sei auf »Rassenmischung« zurückzuführen, weist Thomas Sowell zurück, denn beide Minoritäten heirateten eher innerhalb als außerhalb ihrer jeweiligen Gruppe.)

Der Einfluß der Umwelt

Es gibt noch andere Versuche als die der Zwillingsforschung, den Umwelteinfluß von den genetischen Faktoren zu trennen. Sowohl Jensen als auch Herrnstein und Murray testeten, ob der IQ-Wert mit dem sozioökonomischen Status korreliert.

Der Gedanke scheint bestechend zu sein: Wenn IQ-Werte sich bestimmten Schichtzugehörigkeiten zuordnen ließen, würde sich zeigen, daß der soziale Einfluß (und nicht das Erbgut) die Intelligenzentwicklung prägt. Aber dieser Gedanke ist bereits vom Prinzip her falsch – ironischerweise gerade vom Standpunkt der Vererbungslehre her gesehen. Denn der Gedanke setzt voraus, daß der Status keinen erblichen Anteil hat. Diese Voraussetzung jedoch ist keineswegs gesichert, sie müßte erst bewiesen werden.

Nehmen wir eine Gesellschaft mit starker ethnischer Diskriminierung: Alle Mitglieder der einen ethnischen Gruppe bilden die Unterschicht, alle Mitglieder der anderen ethnischen Gruppe bilden die Oberschicht. Diese Bedingung ist übrigens nicht etwa fiktiv, sondern traurige Realität in verschiedenen afrikanischen Staaten. Der Status in einer solchen Gesellschaft ist demnach weitestgehend genetisch vorbestimmt: Eine Korrelation zwischen Status und IQ-Wert wäre in diesem Falle sogar eher als ein Hinweis – (wohlgemerkt nicht: als ein Beweis!) – zu werten, daß auch die Intelligenz genetisch bestimmt ist.

Bei der nordamerikanischen Gesellschaft läßt sich allerdings vom Status nicht auf einen bestimmten IQ-Level schließen. Dies trifft besonders auf die Gruppe der Schwarzen zu (vgl. S. 236f).

Dieser Befund sagt über die Frage der Erblichkeit der Intelligenz rein gar nichts aus. Denn der Status, den ein Individuum erreicht, wird nicht ausschließlich von seinem IQ-Wert bestimmt. Neben dem IQ-Wert spielen Faktoren wie Herkunft, »soziale und emotionale« Intelligenz (auch SQ und EQ genannt), Glück, Lebens- und Berufsentscheidungen, religiöse und ethische Haltungen usw. eine große Rolle. Anders ausgedrückt: Auch in der Unterschicht finden sich Individuen mit

hoher Intelligenz sowie in der Oberschicht Individuen mit niedriger Intelligenz.

Die Höhe der Korrelation zwischen IQ und Status sagt etwas darüber aus, wie Status in einer Gesellschaft verteilt wird: Ist die Korrelation groß, ist die Intelligenz wichtigstes Kriterium zur Erlangung von Status. Ist sie dagegen niedrig, bedeutet Intelligenz in einer solchen Gesellschaft weniger. Wie man es dreht und wendet: Eine Aussage über die Erblichkeit kommt nicht zustande.

Weder Jensen noch Herrnstein und Murray gehen dagegen auf andere Korrelationen ein, die für die Abschätzung der Erblichkeit von Intelligenz entscheidender sind, jedoch ziemlich eindeutig gegen ein hohes Erblichkeitsmaß sprechen:

- Die Ähnlichkeit zwischen Müttern und Töchtern ist größer als zwischen Vätern und Söhnen. Da sowohl Töchter als auch Söhne jeweils 50% der Gene der Eltern erhalten, dürfte sich genetisch gesehen kein Unterschied ergeben, denn das wäre, als hätten die Töchter eher die Augenfarbe der Mutter als die Söhne diejenige der Väter. – Ein weiteres Beispiel: »Schwachsinn« der Mutter überträgt sich gegenüber »Schwachsinn« des Vaters im Verhältnis 3:1 auf die Kinder.

Hypothese: Der sozialisatorische Einfluß der Mütter, die stärker in die Erziehung involviert sind als Väter, ist die Ursache der Ähnlichkeit. Übrigens: Wenn sich Väter gleichwertig um die Erziehung der Kinder kümmern, wird der Unterschied verschwinden.

- Es entwickelt sich ein zunehmendes Ungleichgewicht zwischen schwarzen Männern und Frauen: Mehr schwarze Frauen erreichen höhere schulische Abschlüsse und haben mehr beruflichen Erfolg als schwarze Männer.

Eine mögliche Hypothese könnte lauten: Das subkulturell geprägte Selbstbild des schwarzen Mannes widerspricht den Bedingungen des Erfolges in der weißen Gesellschaft mehr als das Selbstbild der schwarzen Frau. Diese Differenz kann wohl kaum genetisch erklärt werden – vor allem darum nicht, weil es in der weißen Bevölkerung kaum

einen Unterschied in der Intelligenz zwischen Männern und Frauen gibt.

- Schwarze Adoptivkinder, die in weißen Familien aufwachsen, erzielen diesen Familien vergleichbare IQ-Werte: Das ist ein klarer empirischer Hinweis auf die übergeordnete Rolle des Umwelteinflusses.
- Unter dem Blickwinkel regionaler Differenzen ergibt sich ein anderes Bild als in gesamtgesellschaftlicher Hinsicht: In den – (in ihrer Validität jedoch umstrittenen) – Tests, die während des ersten Weltkrieges in den USA durchgeführt wurden, erzielten schwarze Soldaten aus den Nordstaaten einen höheren durchschnittlichen IQ als weiße Soldaten aus den Südstaaten. Auch dies spricht dafür, daß die Umweltbedingungen eher für den jeweiligen IQ-Level verantwortlich sind als genetische Ursachen.
- Es gibt ein Übergewicht des erstgeborenen Kindes über nachfolgende Geschwister. – Zur Erklärung gibt es drei Hypothesen:
 1. Das erstgeborene Kind könnte bevorzugt werden (z. B. weil sich die Eltern über den »Stammhalter« am meisten freuen),
 2. an das erstgeborene Kind könnten die höheren Anforderungen gestellt werden (besonders letztgeborene Kinder werden »verwöhnt«) oder
 3. das erstgeborene Kind könnte in seiner Intelligenzentwicklung davon profitieren, die Geschwister zu »unterrichten«.

Eine genetische Erklärung jedenfalls scheidet aus.

Der umgekehrte Fall wird von Herrnstein und Murray erwähnt: In einer Studie hat Arthur Jensen ermittelt, daß in schwarzen Familien aus dem US-Bundesstaat Georgia erstgeborene Kinder durchschnittlich einen geringeren IQ-Wert als die nächstgeborenen Kinder haben. Je größer die Altersdifferenz, um so größer auch die IQ-Differenz. Hypothese: Zwischen den jeweils erstgeborenen Kindern und den darauf folgenden Kindern hat es eine Veränderung des sozialen Umfeldes (also vornehmlich ein Abbau der Diskriminierung) ge-

geben, so daß die erstgeborenen noch von der Diskriminierung betroffen waren, die folgenden Kinder jedoch von der Veränderung schon profitiert haben.

Ungleichheit als Ideologie

Die Rassenfrage

Besonders problematisch ist die Behauptung, daß Intelligenz einen hohen erblichen Anteil hätte, wenn sie auf ethnische Gruppen angewendet wird. Anscheinend heißt das: »Neger sind dümmer.« An dem Modell (S. 216ff) kann ich zeigen, daß diese Schlußfolgerung nicht richtig ist.

Nehmen wir an, in Umwelt I würden die Ränge 1 bis 3 (Genotypen C, D und B) zur ursprünglich privilegierten ethnischen Gruppe gehören, die Ränge 4 bis 6 (Genotypen A, E und F) dagegen zur ursprünglich diskriminierten. Es ist klar, daß die Unterschiede zwischen den beiden ethnischen Gruppen – die CDB-Ethnie hat in Umwelt I einen Durchschnitt von 31,3 die AEF-Ethnie von nur 12,6 – zu 100% genetisch bedingt sind. Daraus, daß der Unterschied genetisch bedingt ist, folgt jedoch nicht, daß er »natürlich«, »statisch« oder »unveränderlich« wäre.

Auf dem Weg hin zur Umwelt »max« wird die Differenz zwischen den ethnischen Gruppen immer kleiner, bis er bei »max« fast ganz verschwunden ist (**Senario 1** auf S. 234).

Das Ergebnis ist natürlich »getürkt«. Das **Senario 2** (auf S. 235) nimmt eine andere Zusammensetzung der ethnischen Gruppen an, bei der der Abstand zwischen den Gruppen nicht sinkt, sondern am Schluß größer ist als am Anfang.

Das bedeutet jedoch nicht, daß sich für die DEF-Ethnie nichts verbessert habe. Auch ihr Durchschnitt steigt stark an, allerdings steigt derjenige der CBA-Ethnie noch stärker. Daß der Abstand sich in der Entwicklung von III nach »max« so vergrößert, liegt nicht daran, daß sich die absoluten Werte der DEF-Ethnie verschlechtern, sondern daß Genotyp C, der in Umwelt III nicht gedeiht, sein Optimum entfalten kann.

Die ethnische Frage – Szenario 1										
		I		II		III		max		
		Wert	Rang	Wert	Rang	Wert	Rang	Wert	Rang	
Ethnie	Typ C	45	1	34	2	31	5	45	2	Horizontal 100% umwelt- bedingte Differenzen
	Typ D	31	2	28	4	38	2	38	3	
	Typ B	18	3	32	3	32	4	32	5	
Schnitt		31,3		31,3		33,6		38,3		
Ethnie	Typ A	15	4	45	1	52	1	52	1	
	Typ E	12	5	25	5	25	6	25	6	
	Typ F	11	6	10	6	36	3	36	4	
Schnitt		12,6		26,6		37,6		37,6		
Abstand		14,7		4,7		4,0		0,7		
Vertikal ↓ 100% genetisch bedingte Differenzen										

Dies ist auch eine Anmerkung zu der Ideologie, mit der linke etatistische Sozialforscher einen vermeintlich gerechten Gleichheitsgrundsatz verfechten. Von der »Gleichheit« her betrachtet ist Umwelt III in diesem Szenario besser. Aber »gerecht« sollte es wohl nicht genannt werden, daß Genotyp C in seiner Entwicklung beschnitten wird.

Kann uns dieses Modell helfen, die ethnischen Problemstellungen zu interpretieren, die Richard Herrnstein und Charles Murray in »The Bell Curve« aufgeworfen haben? Sie tragen drei Fakten vor, die darauf hinweisen, daß die Differenz in den durchschnittlichen Intelligenzwerten zwischen Schwarzen und Weißen unveränderlicher genetischer Natur sei:

- Die Differenz zwischen den durchschnittlichen Intelligenzwerten von Weißen und Schwarzen verringere sich zwar, aber nicht genügend: Die besseren Umweltbedingungen für Schwarze und besonders die hohen Aufwen-

Die ethnische Frage – Szenario 2										
		I		II		III		max		
		Wert	Rang	Wert	Rang	Wert	Rang	Wert	Rang	
Ethnie	Typ C	45	1	34	2	31	5	45	2	Horizontal 100% umwelt- bedingte Differenzen
	Typ B	18	3	32	3	32	4	32	5	
	Typ A	15	4	45	1	52	1	52	1	
Schnitt		26,0		37,0		38,3		43,0		
Ethnie	Typ D	31	2	28	4	38	2	38	3	
	Typ E	12	5	25	5	25	6	25	6	
	Typ F	11	6	10	6	36	3	36	4	
Schnitt		18,0		21,0		33,0		33,0		
Abstand		8,0		16,0		5,3		10,0		
Vertikal ↓ 100% genetisch bedingte Differenzen										

dungen zur Förderung unterprivilegierter Kinder hätten eine stärkere Annäherung bringen müssen.

Die Schlußfolgerung ist nicht zwingend, weil sich in der schwarzen Bevölkerung viele Individuen befinden könnten, die nach Genotyp C reagieren (Goodman-Hypothese): Die sozialpolitischen Maßnahmen, die vornehmlich in der Verschulung liegen, könnten kontraproduktiv sein!

- Der Vergleich zwischen verschiedenen diskriminierten ethnischen Gruppen – Schwarze, Hispanier, Asiaten, Juden – zeige, daß andere ethnische Gruppen trotz starker Diskriminierung hohe Intelligenzwerte erzielten. Die geringeren Werte der Schwarzen könnten darum nicht der Diskriminierung zugerechnet, sondern müßten als unterschiedliches genetisches Potential angesehen werden.

Die Schlußfolgerung ist nicht zwingend, weil es bei den ethnischen Gruppen unterschiedliche Reaktionsformen

auf Diskriminierung geben kann – die Unterschiede können entweder kultureller Art sein (»Juden achten seit Jahrhunderten auf eine gute Bildung ihrer Kinder«) oder genetisch bedingt sein (bei Asiaten könnte der Genotyp A vorherrschend sein, bei Schwarzen der Genotyp C).

- Selbst unter der Gruppe der Schwarzen, die einen hohen sozioökonomischen Status haben, ließe sich eine durchschnittlich geringere Intelligenz messen als bei Weißen mit gleichem Status. Dies war auch schon das Hauptargument von Arthur Jensen (1967). Ebenso seien Schwarze und Weiße mit niedrigem sozioökonomischen Status miteinander verglichen worden, wobei auch dabei Schwarze schlechter abschnitten. Das zeige, daß die Unterschiede in der Intelligenz unabhängig vom Status seien, und darum wäre eine genetische Erklärung plausibel.

Die Schlußfolgerung ist nicht zwingend, schon aus logischen Gründen: Wenn eine Hypothese falsch ist, beweist das nicht, daß eine andere Hypothese richtig ist (es sei denn, es wären nur diese beiden Hypothesen möglich).

Inhaltlich ist gegen den Vergleich von Intelligenzwerten von ethnischen Gruppen mit identischem sozioökonomischen Status dreierlei einzuwenden:

1. Ist der sozioökonomische Status für beide Gruppen wirklich gleichbedeutend? Ein Beispiel dafür, daß dies nicht der Fall zu sein braucht: Ein weißer Arzt und ein schwarzer Boxer können vielleicht gleich viel verdienen. Das, was sie ihren Kindern jedoch als das mitgeben, was ihnen Erfolg gebracht hat, ist sehr unterschiedlich: Der Arzt könnte »Studium« als Erfolgsbringer ansehen, der Boxer dagegen »Körperkraft«.

Auch ein niedriger sozioökonomischer Status kann für beide ethnischen Gruppen etwas anderes bedeuten: Der Weiße mit niedrigem sozioökonomischen Status kann beispielsweise eine größere Hoffnung hegen, seinen Status zu verbessern, als sein schwarzes Pendant.

2. Sozioökonomischer Status ist nicht gleichzusetzen mit kultureller Orientierung. Die jüdische Kultur ist etwa un-

abhängig vom Sozialstatus, den die in alle Welt verstreuten Mitglieder in ihren Heimatländern erreicht haben oder erreichen durften, auf die Weitergabe der Schrift aufgebaut. Juden mit niedrigem sozioökonomischen Status achten um so strenger darauf, daß ihre Kinder nicht im Lernen nachlassen. Als in den USA Mitte des 19. Jahrhunderts die Verstaatlichung der Schule einsetzte (um die Einwanderer zu protestantisieren), reagierten die armen jüdischen Einwanderer mit der Gründung von Privatschulen, die armen italienischen Einwanderer mit Schulverweigerung. Auch die Kultur der Schwarzen in Amerika scheint stärker auf Schulverweigerung zu basieren, während bei den späteren erfolgreichen asiatischen Einwanderern eine Orientierung am Bildungsideal zu beobachten ist. – Daß in den Studien der sozioökonomische Status und nicht die kulturelle Orientierung zum Parameter gewählt wurde, um die Differenz in Intelligenzwerten festzustellen, liegt vielleicht daran, daß sich der Status statistisch operationalisieren läßt, die Kultur dagegen nicht (oder jedenfalls schwerer).

3. Selbst wenn eine genetische Erklärung der ethnischen Unterschiede akzeptiert wird, bedeutet das nicht, daß eine gegebene Differenz invariant ist. Angenommen, eine ethnische Gruppe setzte sich aus dem Genotyp C (siehe Modell) zusammen und befände sich in der Umwelt III. Sie erreichte den Wert 32 (umgerechnet in IQ etwa: 97). Die andere ethnische Gruppe setzte sich aus Genotyp A zusammen und befände sich in Umwelt II. Ihr Wert wäre 45 (in IQ: 110). Der Abstand zwischen den IQ-Werten beträgt 13 Punkte. Wenn jedoch für den Typ C die Umweltbedingung I hergestellt wird, erreicht auch er den Wert 45, also einen IQ von 110, und es besteht keine Differenz mehr!

Diese Einwände sind, auf der Ebene der Genetik, rein hypothetisch, da wir nicht wissen, über welche Potentiale die verschiedenen Genotypen verfügen. Denn um ein solches Wissen zu erlangen, müßten wir über viele identische Genotypen verfügen, die wir wie Pflanzen in kontrollierte »Umwelten« einsetzen könnten, um die Auswirkungen zu beobachten.

Notiz zu Intelligenztests

In der Diskussion ist unhinterfragt angenommen worden, daß die Intelligenztests präzise das messen, von dem sie behaupten, daß sie es messen würden: Intelligenz. Es ist in diesem Zusammenhang weniger interessant, ob die IQ-Tests wirklich den ganzen Begriffsumfang dessen erfassen, was man als »Intelligenz« bezeichnen könnte. Es reicht, festzuhalten, daß sie irgendetwas messen, und wir fragen uns, ob das, was sie messen, auf Erbllichkeit beruht oder nicht.

Herrnstein und Murray behandeln sehr breit und ziemlich fair eine andere Frage, nämlich ob die IQ-Tests ein »kulturelles Vorurteil« enthalten: das heißt, ob sie an der »weißen« Kultur orientiert sind und darum *per se* Schwarze benachteiligen. Sie kommen zu dem Schluß, eine gewisse kulturelle Benachteiligung könnte bestehen, sie sei jedoch nicht groß genug, um die Differenz zwischen Schwarzen und Weißen bzw. Asiaten vollständig zu erklären.

Eine andere Hypothese allerdings diskutieren sie leider nur unzureichend: Es könnte sein, daß IQ-Tests »vornehmlich die Fähigkeit [testen], sich bestimmten gesellschaftlichen Anforderungen anzupassen« (Sommer 1990, S. 76; Sommer stützt sich dabei auf Stephen J. Gould [1981], einen scharfen Kritiker der Soziobiologie).

Wenn sich also eine ethnische Minderheit trotz Diskriminierung mit den kulturellen Werten der Gesellschaft als ganzes identifiziert, wie dies von Juden und Asiaten zu erwarten ist, schneidet sie bei dem Anpassungs-Test besser ab als eine Minorität, die das gesellschaftliche Ganze eher ablehnt, wie dies bei Schwarzen zu erwarten ist.

Verbinden wir dies mit der Goodman-Hypothese, daß es Kinder und Jugendliche gibt, denen das Verfahren der Intelligenzentwicklung durch abstrakten Unterricht nicht angemessen ist. Nehmen wir außerdem an, daß sich unter Schwarzen deutlich mehr Kinder und Jugendliche dieses Typs befinden als unter Weißen und Asiaten, so würde das die Differenz überzeugend erklären.

Diese Überlegung ist natürlich kein Beweis; und es ist die

Frage, ob (und wie) sich eine solche Hypothese empirisch überprüfen ließe.

Gleichheit als Ideologie

»Je uniformer die Umwelt wird,« schreiben Richard Herrnstein und Charles Murray (»The Bell Curve«, 1994, S. 106), »um so größer wird die Herabilität [Erblichkeit].«

Dieser Satz folgt aus dem oben (S. 216ff) ausführlich abgeleiteten Zusammenhang, daß der Faktor »Erblichkeit« 100% betragen müßte, sofern der Faktor »Umwelt« für alle Individuen vollkommen identisch wäre.

Die soziologische Konsequenz dieses Zusammenhanges ist noch nicht hinreichend durchdacht worden. Denn die Programme, die von den 1960er Jahren bis heute zur Verbesserung der Lage von unterprivilegierten Bevölkerungsschichten oder diskriminierten ethnischen Minderheiten aufgelegt worden sind, orientieren sich an einem fatalen Maßstab: Sie wollen erreichen, daß die Umweltbedingungen für die Benachteiligten sich denen der weißen Mittelschicht-Gesellschaft möglichst angleichen. Das Hauptinstrument zu dieser Angleichung war, die Benachteiligten zu einem gleich langen Schulbesuch wie die weiße Mittelschicht zu bewegen und nach Möglichkeit deren Schulerfolg durch gezielte Fördermaßnahmen sicherzustellen.

Arthur Jensen (1967), Christopher Jencks (1973), Charles Murray (1984) und Richard Herrnstein zusammen mit Murray (1994) haben Daten vorgelegt, in denen sich das Scheitern der Programme zeigt. Jensen, Herrnstein und Murray schließen daraus: Die sozialpolitischen Maßnahmen vermögen es nicht, gegen die genetischen Unterschiede anzukommen.

Die Schlußfolgerung ist richtig und falsch zugleich. Sie ist richtig im logischen Sinne: Je »gleicher« die Bedingungen, um so stärker treten genetische Differenzen zu tage. Sie ist falsch in soziologischer Konsequenz: Die gängigen sozialpolitischen Programme gehen von der problematischen An-

nahme aus, daß die Gesellschaft um so »gleicher« (und damit »gerechter«) werde, je »gleicher« die Umweltbedingungen für alle Individuen werden.

Nach der Goodman-Hypothese müßte die soziologische Schlußfolgerung andersherum lauten:

Die gesellschaftlichen Bedingungen sollten sich weiter differenzieren, um für jeden »Typus« (sei er genetisch, sozial, oder kulturell bedingt) die jeweils beste Entwicklungsmöglichkeit zu enthalten.

Ob das Ergebnis einer solchen Entwicklung dann »Gleichheit« ist, kann man nicht wissen. Es ist auch egal: Das Ergebnis ist insofern gerecht, als jedes Individuum sich so weit entfalten kann, wie es seine genetischen und kulturellen Möglichkeiten erlauben. Die Frage der Gleichheit wird ebenso irrelevant wie die Frage, zu welchen Anteilen die individuellen Möglichkeiten genetisch oder kulturell vorgeprägt sind.

Die Daten und Entwicklungstendenzen stimmen mit der Goodman-Hypothese überein: Die Förderprogramme helfen einigen benachteiligten Individuen. Sie helfen denen, für die die Schulumwelt förderlich wirkt, die ihnen jedoch aufgrund von Diskriminierung verschlossen geblieben war. Anderen benachteiligten Individuen jedoch helfen sie nicht, sondern schädigen sie sogar und verschärfen ihre Probleme. Das sind diejenigen Individuen, die sich in der Schulumwelt gerade nicht gut entwickeln.

Die Gesellschaft hat nicht die Aufgabe, für alle Individuen die gleichen Bedingungen bereitzustellen, sondern vielmehr offen zu sein für individuelle Entwicklungsmöglichkeiten.

Dabei ist es völlig einerlei, in wieweit die individuellen Entwicklungsmöglichkeiten durch das Erbgut oder die Umwelt vorstrukturiert sind. »Gleiche Bedingung für alle« heißt, daß diejenigen genetischen oder sozialisatorischen Entwicklungs-

möglichkeiten, für die diese eine Bedingung nicht geeignet ist, beschränkt und dadurch die betroffenen Individuen benachteiligt werden.

Die bloße Feststellung, daß es Unterschiede – in der Intelligenz, im Einkommen usw. – in einer Gesellschaft gibt, ist an sich nicht besorgniserregend. Besorgniserregend ist es, wenn gesellschaftliche Mechanismen Individuen daran hindern, sich so zu entfalten, wie es ihren – »natürlichen« oder »sozialen« – Möglichkeiten entspricht.

Die Verteidigung der kritischen Soziologie gegen die Ideologie der »Natürlichkeit« hat ergeben, daß sich die Soziologen vielleicht ebenso häufig und ebenso folgenschwer geirrt haben, wie es die Soziobiologen oder ihre vererbungsorientierten Vorläufer getan haben. Der Irrtum der Soziologen lag in einer Verkennung der natürlichen Basis des Menschen, und sie zogen daraus den verhängnisvollen Schluß, die Gesellschaft »beliebig« einrichten zu können. F.A. Hayek [1899-1992] nannte das den »**Konstruktivismus**« in der Soziologie: Man baut sich eine »ideale« gesellschaftliche Struktur und nimmt an, die Menschen würden sich leicht dahinein finden, da sie keine anderen Interessen verfolgen könnten als diejenigen, die ihnen durch die Sozialisation in ihrer gesellschaftlichen Struktur vorgegeben worden sind.

Dieser Fehler der Soziologen läßt sich nicht von einer Soziobiologie beheben, die da sagt, »die« Natur werde sich immer gegen »die« Kultur durchsetzen. Von einer Soziobiologie, die alle gesellschaftlichen Strukturen und alle individuellen Fehlhaltungen auf die Interessen von Genen an ihrer Verbreitung reduzieren will. Von einer Soziobiologie, die gesellschaftliche Unterschiede (wie z.B. hinsichtlich der Intelligenz) meint, weitgehend auf genetische Einflüsse zurückführen zu können. Von einer Soziobiologie, die behauptet, wie erfolgreich, intelligent oder auch schwul wir seien, wäre eine Funktion der Gene.

Die Fehler der Soziologen können nur durch eine *kritische* Soziologie behoben werden. Das müßte eine libertäre Soziologie sein, die weniger auf Strukturen fixiert ist, weniger auf

Statistik, sondern sich mehr mit den Menschen befaßt. Sie müßte die Menschen in ihrer Widersprüchlichkeit ernst nehmen, aber auch ihre gewaltigen Entwicklungspotentiale anerkennen.

In ihrer Zielsetzung müßten Soziologen Abstand nehmen von der Obsession, Maßnahmen und Lösungen für alle Menschen willkürlich gebildeter Gruppen zu finden. Konstruierte Gruppen wie »die Schwarzen« oder »die Weißen«, »die Deutschen« oder »die Europäer«, »die Industrieländer« oder »die Entwicklungsländer« sind keine geeigneten Einheiten für sinnvolle, an individuellen Bedürfnissen und gruppalen Interessen orientierte Verbesserungsstrategien.

Die Gesellschaft müßte demnach auf der einen Seite experimentierfreudiger werden, um mehr Chancen für verschiedene Menschen-»Typen« zu schaffen, ihr Optimum an Entwicklung zu finden. Auf der anderen Seite müßte sie sich mehr mit Experimenten zurückhalten, nämlich große Populationen gegen deren Willen zum Gegenstand von tiefgreifenden Wandlungsprozessen zu machen.

Alles das wäre nötig. Wenn Soziobiologen dabei helfen würden, um so besser. Leider läßt sich eher erkennen, daß sie den Fehler der Soziologen mit umgekehrten Vorzeichen wiederholen.

Die etatistische Formierung der Gesellschaft

Richtige und falsche Gruppenidentität

Gruppenidentität ist freilich etwas, das, wie alles andere auch, vom Staat okkupiert und mißbraucht wird – sie hat durchaus ihre natürlichen Wurzeln. Die Familie, das kulturelle Umfeld, ja auch die Landschaft, in die ein Mensch hineingeboren wurde, gibt ihm eine Heimat. Ohne das Aufwachsen in einem gesellschaftlichen Umfeld wird der Mensch nicht zum Menschen – ohne Gesellschaft gibt es kein Individuum.

Aus der Natur des Menschen als einem »gesellschaftlichen Wesen« folgt jedoch zweierlei nicht, was die etatistische Um-

deutung ausmacht: Es folgt weder, daß es notwendig ist, Menschen mit anderen Gruppenidentitäten auszugrenzen, noch folgt daraus, daß die Gesellschaft einen »Anspruch« auf das Individuum anmelden könne. Ein Kind wird in eine Gesellschaft hineingeboren. Das Kind geht keinen »Vertrag« mit der Gesellschaft ein, aus dem die Gesellschaft schließen könnte, das Kind habe ihr gegenüber eine Schuld. Mehr noch: Die Gesellschaft ist gar keine vom Individuum losgelöste, handlungsfähige Einheit, es sei denn, eine separate Institution wie der Staat behauptet, im Namen der Gesellschaft sprechen zu können. Die Gesellschaft hat keinen Willen und keine Existenz außerhalb der sie konstituierenden Individuen. Die Institution, die im Namen der Gesellschaft zu sprechen behauptet, ist nichts als eine Subgesellschaft, deren Individuen die Gesamtgesellschaft zu beherrschen beabsichtigen.

Die gesellschaftliche Solidarität steht dem Staat oft im Weg. Dort, wo Staaten über die Sprach-, Volks- und Kultur- grenzen hinweg regieren, entsteht vielfach ein unversöhnlicher Kampf um die gesamtgesellschaftliche Homogenisierung. Traditionen und Familienstrukturen stehen dem Willen des Staates zur Änderung entgegen und werden zerstört.

Während *traditionsverbundene*, konservative Staatsideologien in Kultur, Sprache, Religion und Familie das Fundament des Staates sehen, bekämpfen *modernisierende* Staatsideologien genau diese Dinge als Widersetzlichkeiten des Überkommenen. Die konservative Staatsideologie setzt die Möglichkeit voraus, kontinuierlich regieren zu können. Je variabler das Leben wird – (und durch die Segnungen des Kapitalismus ist das Leben sehr variabel geworden) – um so hinderlicher werden Traditionen, die dem Staat die notwendige Flexibilität nehmen.

Das Ende der Achtsamkeit

Nichts ist in der gegenwärtigen Gesellschaft so verpönt wie Grenzen. Standesgrenzen, kulturelle Grenzen, Privatsphäre, Zurückhaltung, Distanz, Scham, Anstand, Takt – das scheint unnötige Trennungen zwischen den Menschen aufzubauen.

Albert Jay Nock erzählte in seiner Autobiographie («Memoirs of a Superfluous Man» [1943], Lanham 1983, S. 77-78) folgende Geschichte: Einer seiner Mitschüler hatte die Angewohnheit, unter seiner Kleidung lebendige Schlangen am Leib zu tragen und erschien so auch im Unterricht. Da er die Schlangen ganz unter Kontrolle hatte, fiel das den Lehrern nicht auf. Klassenkameraden hintertrugen dies dem Direktor. Im ersten Moment entfuhr dem Direktor: »Wie abscheulich!« («What an extraordinary taste! I can't imagine such a thing, most revolting! – abominable!«) Nach ein paar Sekunden jedoch sagte er: »Das ist ausschließlich seine Privatangelegenheit.« («However, I can't see but that he is within his rights, and he shall have them [the snakes].«) Nock, ein Prototyp des konservativen amerikanischen Individualisten, erinnert sich, wie stark ihn diese Antwort beeindruckt und ihm die Haltung der Toleranz («the spirit of justice») deutlich gemacht hat.

Die Bedingung der toleranten Haltung ist ganz offensichtlich ein starkes Gefühl der Distanz. Ich vermute, daß ein moderner Schuldirektor in einem solchen Fall den psychologischen Dienst einschalten würde. Man sieht keine Grenze mehr zum anderen und meint, zu dessen Wohl über ihn verfügen zu dürfen. Thomas Szasz nennt das »grausames Mitleid« (1994): Indem man meint, dem anderen helfen zu müssen, erlaubt man sich, die Grenze seiner Privatsphäre überschreiten und ihn zum Objekt von Anpassungsmaßnahmen machen zu sollen.

Die Intimität, die unsere Gesellschaft durch die Beseitigung der Grenzen herstellt, baut jedoch eine neue Trennung auf: Die Trennung verläuft zwischen den Personen, die sich konform verhalten, und denen, die sich nicht konform verhalten. Jeder, der sich in einer Weise unterscheidet, die von der Gesellschaft nicht akzeptiert wird, wird zum Gegenstand von mitleidiger Hilfe, die als Ziel die Anpassung hat.

Das Paradox der trennenden Intimität regiert bis in die privatesten Beziehungen. Karola klagt, ihr Freund Tom sei ein »Macho«, und das wäre ja wohl nicht zeitgemäß. Sie fragt sich nicht, ob sie sich in Tom vielleicht gerade deswegen verliebt hat, weil sie eine größere Nähe gar nicht aushalten würde. Sie

mißt ihre Beziehung an einem öffentlichen Standard, nicht an ihren eigenen Bedürfnissen.

Für die meisten Menschen ist das Bedürfnis nach intimer Gemeinschaft oder Geselligkeit grundlegend. Gemeinschaft ist durch das gekennzeichnet, was Leonard Boff »Achtsamkeit« (1999) nennt. In der Gemeinschaft werden auch die Grenzen geachtet. So etwa in dem Beispiel des Schülers, der eine Schlange am Leib trug. Der Direktor hat darauf geachtet, daß alles, was den Zweck der Schulgemeinschaft, nämlich das Lernen, nicht beeinträchtigt, als Privatsphäre des Schüler anzusehen ist.

Die verschiedenen Gemeinschaften legen unterschiedliche Grenzen fest. Lernt, um bei diesem Beispiel zu bleiben, der besagte Schüler ein Mädchen kennen, das sich vor Schlangen ekelt, wird die Grenze in dieser Liebesgemeinschaft anders verlaufen. Aber das wiederum ist nicht die Sache der Schulgemeinschaft.

In unserer Gesellschaft liegen die Dinge anders. Da die Grenzen niedergerissen werden, wird jeder einzelne allen anderen gegenüber zur öffentlichen Person: nichts ist mehr geheim oder privat. Dabei sorgen sich die Mitglieder dieser Gesellschaft nicht um einander, und es entsteht keine solidarische Gemeinschaft. Für den einzelnen wird durch die Gesellschaft gesorgt – nicht durch personale achtsame Zuwendung, sondern durch institutionelle Netzwerke. Wer beispielsweise in Not gerät, erhält nicht mehr nachbarschaftliche Hilfe, sondern hat (eventuell) Anspruch auf behördliche Leistungen.

Der Unterschied zwischen beiden Arten der Solidarität ist bedeutend:

- Die nachbarschaftliche Hilfe entsteht in direktem Kontakt. Der Geber kennt den Fall, schätzt ihn selber ein und leistet nach seinem Ermessen Hilfe, für die er auf eigenen Konsum verzichten muß. Der Empfänger der Hilfe ist dafür dankbar und weiß normalerweise die Hilfe zu schätzen.
- Die behördlichen Leistungen dagegen sind Ansprüche, die nach abstrakten Kriterien »zustehen«. Dankbarkeit weicht dem Anspruchsdenken. Wertschätzung braucht nicht mehr

stattzufinden. Derjenige, der am geschicktesten mit den bürokratischen Regeln umgehen kann, erhält am meisten Leistungen.

Nach der deutschen Wiedervereinigung 1990 klagten viele Ostdeutsche über einen Verlust an Solidarität. Gegenüber den Problemen, die der autoritäre Sozialismus den Menschen gebracht hatte, waren die Menschen solidarisch zusammen gerückt. Sie sehnten sich verständlicherweise nach der westdeutschen Gesellschaft der Selbstverwirklicher. Aber als sie dann »befreit« wurden, merkten sie, daß sie auch die menschliche Wärme der Gemeinschaft einbüßten, die in Opposition zum kalten Staat entstanden war. Denn ihr neues (und unser altes) staatliches Netzwerk macht die gegenseitige Hilfe überflüssig, indem es für alle und für alles sorgt. Grenzenlose Bedürfnisbefriedigung wurde zu unbegrenzter Tristesse.

Für sich verantwortlich sein zu wollen, bedeutet nicht, sich isolieren und von der freiwilligen Gemeinschaft distanzieren zu müssen. Vielmehr distanziert sich der von der freiwilligen Gemeinschaft, der sich einer Gemeinschaft (oder »der« Gesellschaft) unterwirft, ohne sich hinreichend abzugrenzen.

Ein Beispiel. – Franz ist alleinstehend und läßt sich von seinen beiden verheirateten Brüdern ausnutzen. Die Brüder erwarten von ihm, daß er stets zur Stelle ist, wenn etwas an ihren Häusern repariert werden muß. Franz kommt auch immer brav, weil er meint, das seinen Brüdern »schuldig« zu sein – und weil er »dazu gehören« möchte. Aber seine Hilfsbereitschaft wird hinter seinem Rücken belächelt. Er wird nicht ernst genommen und auch nicht geachtet. In Wirklichkeit gehört er gerade nicht »dazu«: Wenn er mal selbst Hilfe brauchen würde – Zuspruch, weil er sich einsam fühlt –, hat natürlich niemand Zeit für ihn. »Man hat ja schließlich Familie,« sagen dann die Brüder. In ihrer Formulierung zeigt sich indirekt, daß Franz nicht Teil dieser Familien ist. Er unterwirft sich den familiären Erwartungen, aber gehört nicht zur Gemeinschaft. Und weil er von der Familie so eingespannt wird, hat Franz keine Zeit für eigene Freunde... oder sogar für eine eigene Familie, von der er träumt.

Diesem Franz würden wir den Rat geben, sich von der falschen Gemeinschaft zu distanzieren, um offen zu sein für eine bessere Gemeinschaft. Denn eine Gemeinschaft, die aufgrund des Paradoxes der trennenden Intimität die Eigenheit, die Individualität, das Bedürfnis nach Distanz bei ihren Mitgliedern nicht akzeptieren kann, macht auf Dauer krank.

Stattdessen wieder das zu finden, was verbindet, immer wieder zu erleben, was man verlöre ohne die anderen, immer wieder zu erfahren, daß es ein freiwilliges Band und kein äußerer Zwang ist, das schafft die Distanz, die eine gesunde Nähe erst möglich macht.

Es mag psychologisch schwer sein, im privaten Bereich die Distanzierung zu vollziehen, aber sie ist wenigstens strukturell möglich. Anders verhält es sich bei den Ansprüchen, die der Staat an uns stellt: In diesem Bereich gibt es viele institutionelle Behinderungen, die uns im Wege stehen. Jedoch sollten wir in unseren privaten Beziehungen nicht die Defekte »der« Gesellschaft und ihrer Institutionen abbilden, sondern die Möglichkeiten der Freiwilligkeit ergreifen, die unsere Gesellschaft uns auch bietet.

Die negativen gesellschaftlichen Entwicklungen, die die Befreiung von den traditionellen Werten der Selbstverleugnung hervorgerufen hat, werden meist unter folgende Schlagworte gestellt:

- Die Menschen würden sich zunehmend als »egoistische« Individuen verhalten,
- nur auf ihre »Selbstverwirklichung« sehen und
- sich weigern, »Verantwortung für das Gemeinwesen« zu übernehmen.

Schuld daran sind nach ideologischer Auffassung die Individualisierung und die damit einhergehende Auflösung von tradierten Werten. Dagegen wird die Rückkehr zu den alten Werten propagiert, die, wenn sie nicht freiwillig vollzogen wird, auch durch Gesetze unterstützt werden solle. In diesem konservativen Rezept der Bevormundung treffen sich rechte und linke politische Vorstellungen, wenn auch ihre Themen unterschiedlich sind: Den Rechten liegt zum Beispiel an der

Wiederherstellung von »Familienwerten«, den Linken liegt zum Beispiel am Erhalt des »sozialen Netzes«.

Gegen die Angriffe der konservativen rechten und linken Bevormunder müssen alle Freiheiten der »individualisierten Gesellschaft« verteidigt werden. Es ist wichtig, den Unterschied zu betonen, der zwischen einer Kritik an den Exzessen der etatistischen Gesellschaft und der Forderung besteht, bestimmte Handlungen zu verbieten, selbst wenn sie zu den kritisierten Exzessen gehören.

Beispiel: Fernsehen

Am Beispiel des Fernsehens sei gezeigt, wie sich libertärer Auffassung nach gerechtfertigte Sozialkritik von Bevormundung unterscheidet.

Eine gängige – sowohl von Rechten als auch Linken vorgebrachte – Kritik am Fernsehkonsum lautet: Kinder würden durch die dort gezeigte Gewalt negativ beeinflusst und zu eigenen Gewalttaten angestiftet. Aus diesem Grund befürworten etliche Medienkritiker sogar, mit Verboten einzugreifen.

Gegen den Vorwurf an die Adresse von Fernsehprogrammen, Ursache von Gewalt zu sein, läßt sich zum Beispiel einwenden, daß in ihm eine zweifelhafte Lerntheorie vorausgesetzt werde: Der Vorwurf geht davon aus, daß sich das Lernen durch Vorbild und Nachahmung vollziehe. Dieses primitive Lernmodell scheitert schon an der allgemein zu beobachtende Tatsache, daß viele Kinder und Jugendliche sich durch Abgrenzung und Ablehnung dessen entwickeln, was Eltern, Lehrer und »Gesellschaft« ihnen vorgeben.

Versuchen wir einmal, einen so grundlegenden Vorgang wie das Erlernen, »Ich« zu sagen, mit dem Vorbild-Modell zu erklären. Herbert ist der Vater, Max der dreijährige Sohn. Herbert zeigt auf sich und sagt: »Ich, Herbert.« Der Sohn zeigt auf sich und sagt: »Ich, Max.« Dies kann Max nur unter der Bedingung, daß er den strukturellen Unterschied von »Ich« als universellen Selbstbezug und »Name« als spezielle Selbstbezeichnung erkennt. Die Nachahmung hilft ihm bei dieser Unterscheidung nicht. Vor ein paar Monaten sprach Max nur

in der dritten Person von sich und ignorierte das Vorbild, daß die Erwachsenen das Wort »Ich« benutzten, weil er es nicht verstand. Wie haben alle gelacht, als Max sprechen lernte: Er zeigte auf den Vater und gab ihm den Namen »Ich«...

Mit Hinweis auf die Lerntheorie läßt es sich bezweifeln, daß die Wirkungen des Mediums Fernsehen so negativ seien, wie es die konservative Kritik behauptet.

Doch selbst wenn ein nachweislicher Zusammenhang zwischen fiktiver Gewalt im Fernsehen und realer jugendlicher Gewalt bestehen sollte, gibt es Gründe, die gegen ein Verbot von Sendungen mit Gehalt sprechen. Aus einer nachgewiesenen Wirkung würde die Verbotsforderung keineswegs logisch folgen.

Denn die Mehrheit der Personen, die die entsprechenden Sendungen sehen, werden nicht gewalttätig. Die Logik, die zur Verbotsforderung von Sendungen mit Gehalt führt, kann schnell *ad absurdum* geführt werden: Mit der gleichen Logik müßte allen der Besitz von Küchenmessern verboten werden, wenn nachgewiesen werden könnte, daß einige sie als Mordwerkzeug benutzt hätten.

Wichtiger noch ist aber, daß das Verbot das Prinzip der Verantwortung untergräbt. Wer gewalttätig ist, ist verantwortlich für sein Tun. Indem die Gewalttätigkeit auf den Einfluß des Fernsehens zurückgeführt und das Programm zensiert wird, »befreien« wir den einzelnen Täter von seiner Verantwortung und machen jemand anderes verantwortlich. Überdies drückt sich in der Verbotsforderung aus, daß »die Gesellschaft« (also im Klartext: die Staatsgewalt) zuständig dafür sei, den Täter vor seiner Verantwortung zu schützen.

Gleichwohl darf man nicht die Augen vor der Menschenunwürdigkeit verschließen, die darin liegt, daß wir uns so sehr an der medial gezeigten Gewalt erfreuen.

Nur folgt aus der angemessenen Kritik *nicht* die Forderung nach Verbot der entsprechenden Sendungen. Vielmehr fußt die allererste Folgerung auf der trivialen (?) Erkenntnis: Das Gerät hat einen Aus-Knopf. Wer Gewalt im Fernsehen verabscheut, sollte sich keine Gewalt im Fernsehen anschauen. Vor-

ausgesetzt, es gibt ein Lernen durch Vorbild, dann wäre es doch ein gutes Vorbild, den »Schund« abzuschalten. Ein schlechtes Vorbild ist es, ihn sich selbst anzuschauen und für andere (z. B. Kinder und Jugendliche) ein Verbot zu fordern. Ein schlechtes Vorbild ist es auch, gegen Gewalt im Fernsehen aufzutreten, aber selbst Gewalt zu gebrauchen, nämlich um das Verbot durchzusetzen.

Allerdings ist es darüber hinaus notwendig, die Frage zu beantworten, *warum* sich die Menschen in unwürdiger Weise an der Gewalt im Fernsehen erfreuen. Unsere etatistische Gesellschaft ist auf Passivität gegründet. Darum kann das Zeigen der Gewalt die Sehnsucht nach Aktivität ansprechen, ohne daß die Haltung des passiven Konsumierens aufgegeben werden muß. (Vgl. S. 275 ff.)

Die auf diese Weise formulierte Kritik läßt sich nicht für die Ideologie der Bevormundung instrumentalisieren: Das Verbot würde das Kritisierte nicht aufheben, sondern verschärfen, nämlich die Passivität. Dennoch leugnet die libertäre Kritik nicht, daß etwas im Argen liegt.

Die Struktur der etatistischen Gesellschaft

Die grundlegende These der kritischen Soziologie lautet: Das problematische Kennzeichen unserer Gesellschaft besteht im passiven Konsumieren. Die Menschen haben in der etatistischen Gesellschaft weder die Möglichkeit, die Voraussetzungen ihrer Selbstverwirklichung (oder Bedürfnisbefriedigung) selbst zu schaffen, noch müssen sie die Folgen ihres Tuns selbst tragen. Schließlich verlieren sie auch den Willen, dies zu tun.

Dementsprechend hat die Individualisierung – die nach konservativer Ansicht die Ursache der gesellschaftlichen Problematik ist – nur oberflächlich stattgefunden. Das, was die gesellschaftliche Realität ausmacht, ist die Übernahme der Risiken (also der Verantwortung) durch *staatliche* Instanzen. Mit der staatlichen Risikoübernahme werden dem Individuum die wesentlichen Lebensentscheidungen abgenommen. Es kann nur noch eine oberflächliche Individualität entstehen.

Vom »Ernst des Lebens« befreit, besteht die oberflächliche Individualität in passivem Konsumieren – das Ergebnis ist eine allgemeine Konformität.

Die Passivität, die entsteht, weil die Voraussetzungen der Selbstverwirklichung nicht *selbst* geschaffen und die Folgen der Selbstverwirklichung nicht *selbst* verantwortet werden müssen, führt zur soziologischen und psychologischen Struktur der etatistischen Gesellschaft.

■ **Soziologische Struktur.** Die Gesellschaft wird zwar von einem Interesse der Individuen bestimmt (nämlich dem Interesse an materieller Sicherheit), aber in seiner verabsolutierten Umsetzung richtet sich dieses Interesse gegen die Individuen. An die Stelle einer durchgängigen repressiven Struktur (mit der früher herrschende Interessen gegen die Bevölkerung durchgesetzt wurden) tritt ein Netzwerk von Instanzen, die aus dem Wunsch erwachsen, Risiken durch Organisation einzuschränken. Es verschwindet die Unterscheidung von öffentlichen und privaten Rechtsformen der Organisation. Diese schwindende Unterscheidung schafft jedoch nicht mehr Freiräume durch Abbau staatlich-repressiver Strukturen, sondern knüpft eine Art von »Netzwerk«. Das Netzwerk kann nicht mehr durch die Politik kontrolliert werden (denn nur öffentliche Institutionen unterliegen der politischen Weisung), wird jedoch auch nicht durch den Markt kontrolliert (denn dessen Kontrolle basiert darauf, daß die Nachfrage sinkt, wenn die Leistungen nachlassen).

Weil die Menschen aufgrund des »Netzwerkes« keine Verantwortung für die Folgen ihrer Handlungen übernehmen können, produzieren sie fortlaufend Opfer (Arme, Arbeitslose, Überforderte usw.). Sich um diese Opfer zu kümmern, delegiert die etatistische Gesellschaft an anonyme Instanzen – das Netzwerk des Staates.

■ **Psychologische Struktur.** Weil den Menschen alles fertig »vorgesetzt« wird, kann es auch nicht auf ihre wirklichen Bedürfnisse zugeschnitten sein (denn diese vermag nur jeder für sich durch aktives Handeln zu befriedigen). Es

bleibt stets etwas zurück, das unbefriedigt ist. Die Menschen fühlen sich eingeschnürt, doch es gibt keinen repressiven Feind mehr, den man bekämpfen kann.

Das oben schon erwähnte Schicksal der Menschen in den »neuen« Bundesländern ist dafür ein paradigmatisches Beispiel: Gegen die Diktatur war man solidarisch, nach dem Wegfall der Diktatur zerfällt die Solidarität, ohne daß die Menschen glücklicher geworden sind. Die Folgen sind entweder Resignation oder, in Einzelfällen, Gewaltausbrüche.

Es geht aber nun in der libertären Kritik nicht darum, den moralischen Zeigefinger zu heben und die Menschen anzuklagen wegen Sittenverfalls und anderer Vergehen. Vielmehr werden die Menschen durch unsere Gesellschaft in der einen oder anderen Weise zur Verantwortungslosigkeit gedrängt.

Die libertäre Kritik erläutert die *Ursache* der gesellschaftlichen Mißstände, zum Beispiel:

- Mangelnde Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen: Wenn das staatliche Netzwerk die Verantwortung übernimmt, hat der einzelne Mensch strukturell-soziologisch gesehen nicht die Möglichkeit und psychologisch gesehen nicht die Motivation, die Verantwortung zu übernehmen.
- Zunehmende Orientierung am schnellen Spaß: Wenn die Lösung von Lebensproblemen durch verantwortliches Handeln nicht mehr Notwendigkeit für den einzelnen Menschen ist, richtet sich seine psychologische Energie auf eine kurzfristige Bedürfnisbefriedigung oder Selbstverwirklichung.
- Abnehmende Hilfsbereitschaft und Solidarität (z.B. mit Kranken und Armen): Wenn das Netzwerk die Fürsorge lückenlos organisiert, macht das die Hilfsbereitschaft »überflüssig«. Da die produktiven Menschen für das staatliche Netzwerk zudem noch viel Geld zwangsweise aufbringen müssen (Steuergelder, Sozialversicherungen, Abgaben), sinkt deren Bereitschaft zu solidarischem Handeln noch weiter.
- Sich auflösende Hemmungen, Gewalt anzuwenden: Wenn

die Verantwortung beim Netzwerk liegt, nimmt das gleichzeitig den Menschen die Möglichkeit, ihr Leben selbst zu bestimmen. Das erzeugt ein Gefühl der Enge und Ohnmacht, das ein wichtiger Auslöser für scheinbar sinnlose Gewalt und Zerstörungswut ist.

- Stetig steigender Arbeitsdruck (bei gleichzeitiger großer Arbeitslosigkeit): Die Kosten des staatlichen Netzwerkes schlagen sich vor allem in hohen Lohnkosten nieder. Diese hohen Lohnkosten können nur »High Skill Workers« erwirtschaften, die sich außerordentlich unter Arbeitsdruck setzen lassen und die entsprechende Leistung bringen. Die anderen Menschen fallen aus dem produktiven Zusammenhang heraus – und müssen von den im produktiven Zusammenhang verbliebenen Menschen mittels der sozialen Fürsorge finanziert werden. Das erhöht wiederum die Lohnkosten und führt zu weiter steigendem Arbeitsdruck. In den Stellenanzeigen kann man lesen, wie enorm hoch die Anforderungen sind: Mobilität, Flexibilität, Kreativität, 0-Fehler-Mentalität, Belastbarkeit, psychosoziale Kompetenzen, Team- und Konfliktfähigkeit, Selbständigkeit, sympathische Erscheinung usw. Wer das nicht mitbringt, erzielt eben nicht genügend Produktivität für die hohen Lohnkosten...

Eine humane Alternative muß jenseits der traditionellen Debatte zwischen rechts und links, zwischen (Neo-)Konservatismus, (Neo-)Liberalismus und Sozialstaats-Romantik gesucht werden. Eine solche Alternative hätte zum Ziel, für die einzelnen Menschen die Möglichkeiten zu erweitern, wesentliche Lebensentscheidungen treffen zu können – und würde ihnen damit zugleich auch mehr Verantwortung übertragen.

Individualisierung als Ideologie

Selbstverleugnung

Die alte Form der Ideologie, mit der die Propagandisten des staatlichen Unterdrückungsapparates die Menschen im Zaum

zu halten trachteten, war Selbstverleugnung als gesellschaftliches Ideal. Selbstverleugung bezog sich – und bezieht sich aktuell noch in rückständigen Herrschaftsformen wie etwa dem iranischen Fundamentalismus – als Forderung sowohl auf die herrschenden Klassen als auch auf die unterdrückten Klassen.

Der Ansatzpunkt der Selbstverleugnung ist, daß es sowohl für das Wohl »der ganzen Gesellschaft« (d.h. des Staates) als auch für das Seelenheil jedes einzelnen Menschen darauf ankomme, so wenig individuelle Bedürfnisse wie möglich zu befriedigen. »So wenig wie möglich«, das heißt: »ohne zu sterben«. Denn Grundbedürfnisse wie Nahrung und Schutz müssen befriedigt werden, sonst verlöre »das Ganze« ja die Arbeitskraft der Unterdrückten.

Die Selbstverleugnung der Herrschenden hatte zwei Funktionen: Zum einen konnten sie damit »beweisen«, daß sie ihre Herrschaft nicht im eigenen Interesse ausübten, sondern im Interesse der Unterdrückten. Zum anderen mußten sie »als gutes Vorbild« für diejenigen fungieren, von denen sie Gefolgschaft verlangten.

Die Selbstverleugnung der Unterdrückten hatte eine Funktion: Sie sollten nicht auf die Idee kommen, mehr zu verlangen, als was die Herrschenden ihnen zugestanden.

Allerdings hat das Konzept der Selbstverleugnung schwerwiegende Nachteile: Die Herrschenden sehen sich um die Früchte ihrer Herrschaft betrogen. Sie tendieren zu geheimer Dekadenz, die, wenn sie für die Unterdrückten sichtbar wird, die Rechtfertigung der Herrschaft schmälert.

Ein weiterer Nachteil ist, daß sich das Gute, das der Staat seinen unterdrückten Klassen angeblich gewährt, nicht ausdrücken kann. Wenn es den Leuten sowieso schlecht geht, sehen sie vielleicht nicht viel Sinn im Staat. Der Staat muß also über kurz oder lang auch Wohlstand anbieten, um nicht seine Rechtfertigung zu verspielen.

Darum besteht die moderne Form der Ideologie staatlicher Herrschaft nicht mehr in der Selbstverleugnung, sondern in

der Selbstverwirklichung. Die Moral ist in einer gesteuerten Weise einem »Wertewandel« unterzogen worden.

Selbstverwirklichung

Als »Wertewandel« wird bezeichnet, daß viele Menschen unserer Gesellschaft in Deutschland ebenso wie in anderen fortgeschrittenen Industrienationen nicht mehr die überkommenen Werte der Selbstverleugnung (wie z.B. Fleiß, Pflicht, Pünktlichkeit und Gehorsam) zum Maßstab ihres Lebens machen, sondern vielmehr neue Werte wie Selbstverwirklichung und Lebensfreude. Diese neuen Werte werden oft »hedonistisch« genannt.

Die neuen, »hedonistischen« Werte werden nicht mit ungeteilter Zustimmung aufgenommen. Vorgesetzte klagen über die »Freizeitorientierung« ihrer Mitarbeiter. Lehrer klagen über die »fun-Haltung« der Schüler. Karitative Einrichtungen klagen über einen zunehmenden »Egoismus« der Menschen, die nicht mehr bereit seien, den Mitmenschen helfend unter die Arme zu greifen. Konservative klagen über den allgemeinen »Sittenverfall«.

Manche Psychologen interpretieren, in der Haltung der Menschen würde das »Lustprinzip« über das »Realitätsprinzip« siegen. Oder noch pointierter: Wir steuern auf eine »kindliche Gesellschaft« (Robert Bly) zu, in der sich die Menschen weigern, erwachsen zu werden.

Viele Soziologen bezeichnen es als eine »Individualisierung« (Peter A. Berger). Damit ist gemeint, daß sich die Menschen eher als Einzelwesen definieren und nicht mehr so sehr als Teil einer der früher so wichtigen Gruppen wie Familie, Verein, Schicht, Volk, Nation oder Religionsgemeinschaft.

»Spaß« wird der zentrale gesellschaftlich akzeptierte Wert. Das ist ein ziemlich unbestimmter Oberbegriff, unter welchem Dinge wie Selbstverwirklichung, Bedürfnisbefriedigung, Persönlichkeitsentfaltung, Genuß, Lebenslust, gute Unterhaltung, Arbeitsfreude oder einfach Freizeitgestaltung verstanden werden können. In jeder Lebenslage ist »Spaß haben«

die vordringliche Aufgabe. »Ich will Spaß«, sagt man. Und nur, was »Spaß macht«, lohnt sich im Leben.

Es zeichnet sich gegenwärtig eine einschneidende Modifikation in diesem Wertewandel ab: Für eine neue Generation ist »Spaß«, »Selbstverwirklichung«, »Persönlichkeitsentfaltung« und »Kreativität« nicht mehr (wie für die den 1968er Jahren folgenden Generationen) etwas, das den kapitalistischen Werten von Profit und Erfolg widerspricht. Das neue Motto lautet: »Schneller Erfolg. Viel Geld. Plus fortwährend jede Menge Spaß.« Die Generation »@« oder die »Ich-Generation« wendet den Wert »Spaß« nicht mehr wie die Hippies systemkritisch gegen eine lustfeindliche Kultur, sondern fühlt sich in vollem Einklang mit den gesellschaftlichen Institutionen. Man spricht auch von einem »marktadaptierten Verhalten« oder von den »Turbo-Kapitalisten«.

Voraussetzungen des »Wertewandels«

Der Wertewandel hätte nicht eintreten können, wenn nicht in den 1950er und 1960er Jahren eine Reihe von befreienden Entwicklungen stattgefunden hätten.

Die wichtigsten entwicklungsbedingten Voraussetzungen der Befreiung vom Ideal der Selbstverleugnung sind:

- **Befreiung von schwerer körperlicher Arbeit durch Automatisierung und Zunahme der Freizeit.** Die Befreiung von der biblischen Strafe, ein Leben lang sein Brot im Schweiß seines Angesichts verdienen zu müssen, schaffte die Voraussetzung, daß für das Leben andere Werte als die der traditionellen, körperlichen Arbeit ausschlaggebend werden konnten. Diese anderen Werte bestehen entweder in
 - »Selbstverwirklichung« als Verweigerung gegenüber den Bedingungen der Arbeit überhaupt oder in
 - »Selbstverwirklichung« als schneller wirtschaftlicher Erfolg um jeden Preis und ohne Rücksicht auf die Kosten für andere.
- **Befreiung vom materiellen Mangel.** Die extreme Zunahme des Wohlstandes schaffte die Voraussetzung dafür, daß

Selbstverwirklichung für weite Teile der Bevölkerung erreichbar geworden ist.

- **Befreiung der Sexualität von der Gefahr ungewollter Schwangerschaft.** Die Erfindung der »Pille« 1960 schaffte die Voraussetzung, daß die lustfeindlichen Werte der vorehelichen Enthaltensamkeit und der ehelichen Monogamie unwichtiger wurden.
- **Befreiung von Lebensrisiken durch den Sozialstaat.** Sie schaffte die Voraussetzung dafür, daß die Menschen sich auf die Selbstverwirklichung im Leben konzentrieren dürfen, während die Werte, die zur Lösung von Lebensproblemen notwendig sind, von den Institutionen repräsentiert werden müssen.

Wie stark die sozialen und ökonomischen Bedingungen die Werthaltung der Menschen beeinflussen, kann an dem Beispiel des Scheidungsverhaltens in West- und Ostdeutschland abgelesen werden. Die Scheidungsraten in der ehemaligen DDR lagen bis zur Wende stets viel höher als in der Bundesrepublik. Der Grund dafür bestand nicht nur darin, daß die Scheidung dort juristisch einfacher und kostengünstiger war, sondern auch darin, daß alleinerziehende Mütter stärker unterstützt wurden. Nach der Wende, in der die Ostdeutschen den Gesetzen und Lebensumständen der Bundesrepublik unterworfen wurden, nahmen die Scheidungen deutlich ab.

Ein weiteres Beispiel ist die Entwicklung in (angeblich) so sittenstrengen Ländern wie Japan oder Malaysia. Dem wirtschaftlichen Boom in diesen Ländern folgt, daß sich die nachwachsende Generation zunehmend an den westlichen »hedonistischen« Werten orientiert. Selbst in China geschieht dies dort, wo ein bescheidener Wohlstand produziert werden darf – nicht nur der Tradition, sondern auch der massiven staatlichen Unterdrückung zum Trotz.

Ist es also die »Natur« des befreiten Menschen, zu einem verantwortungslosen Individualismus zu tendieren? Oder führen andere, fast überall auf der Erde wirksame soziale Mechanismen zu jenem Individualismus ohne individuelle Verantwortung?

Das Paradox der konformen Individualität

Es herrscht ein merkwürdiger Widerspruch in den Aussagen zu unserer gegenwärtigen Gesellschaft. Auf der einen Seite wird betont, daß eine starke Individualisierung stattgefunden habe, auf der anderen Seite beklagt man, daß die Massen von einer Konformität ergriffen seien.

Individualisierung: Die Menschen folgen in der Berufswahl ihren Vorlieben und Möglichkeiten, nicht dem durch den Vater vorgezeigten Weg. Sie heiraten nach ihrer Liebe, nicht nach den Vorgaben von Stand und familiärem Vorteil. Man kleidet sich dem eigenen Geschmack entsprechend, nicht Normen oder Vorschriften folgend. Das Handeln ist am Eigennutz orientiert, nicht an Werten wie Ehre, Vaterland oder Moral.

Konformität: Viele Entscheidungen der Menschen scheinen nicht an deren Bedürfnissen ausgerichtet zu sein, sondern an sozialen »Moden« in der ganzen Gesellschaft oder in einer Subgruppe, zu der man gehört: Wie man sich kleidet, wohin man reist, welchen Beruf man ergreift oder welche Männer- bzw. Frauentypen gerade »in« sind, das unterliegt dem Trend.

Beides, Individualisierung und Konformität, kann zugleich wahr sein. Individualisierung bezeichnet dann den formalen Bezugspunkt der Entscheidungen. Es ist das Individuum und sein Wohlbefinden (eben der »Spaß«), das das Ziel des Handelns bildet, nicht ein anderer Wert wie etwa das Allgemeinwohl. Konformität dagegen ist der Inhalt der Entscheidung. Man geht davon aus, sich dann wohl zu befinden, wenn man sich auf die gleiche Weise verhält und amüsiert wie der Rest der Gesellschaft.

Obleich Individualisierung und Konformität in der Art zusammen passen, daß jenes die Form der Entscheidung und dieses deren Inhalt beschreibt, so verbleibt doch eine Spannung zwischen beidem. Die Wahrscheinlichkeit, daß das, was gerade Mode ist, genau auf das Bedürfnis jedes einzelnen Handelnden paßt, ist relativ gering. Es wird eher der Fall sein, daß die Mode zwar den Bedürfnissen der einzelnen Handelnden nicht vollständig zuwider läuft, aber dennoch stets ein Rest bleibt, der nicht befriedigt wird.

Konformität wird aus zwei psychischen Quellen gespeist: Da ist zum einen der Wunsch, »dazu zu gehören«. Schon in den ersten Kontakten unter Kindern, wenn sie die Gesellschaft ihresgleichen suchen, lernen sie, daß das Dazugehören immer auch damit erkaufte werden muß, sich bis zu einem gewissen Grad den Wünschen, Vorstellungen und Vorlieben der Gruppe anzupassen. Zum anderen sanktionieren Gruppen den Abweichler. Das Kind, das sich durch Kleidung, Verhalten oder Interesse unterscheidet, wird ausgelacht und, wenn das nicht zum Einlenken führt, ausgeschlossen. Es ist nicht entscheidend, ob wir das gut finden oder nicht – mir ist keine Gruppe in Geschichte oder Gegenwart bekannt, die nicht auf diese Weise eine **Konformitätspolitik** betreibt.

Individualität dagegen bildet sich durch das Bewußtsein der Differenz. Ein Kind der Gruppe merkt, daß ihm Fernsehen *weniger*, das Basteln von Modellflugzeugen dagegen *mehr* Spaß macht. Der Wunsch des Dazugehörens tritt in den Hintergrund durch die Erfahrung, daß das gruppenkonforme Verhalten nicht auf mich als Individuum paßt. Die meisten Gruppen, die nicht zu sehr erstarrt sind, können solche Individualität bis zu einem gewissen Grad tolerieren und im günstigsten Fall sogar als Bereicherung der Gruppe akzeptieren.

Scheinbar ist der Widerspruch zwischen Konformität und Individualität in unserer etatistischen Gesellschaft aufgehoben. Denn sie basiert auf der Vorstellung, die Gesellschaft habe die Aufgabe, die Bedürfnisse der einzelnen Mitglieder zu befriedigen. Der Individualität wäre also am besten gedient, wenn sich das Individuum möglichst vollständig in die Hand des staatlichen Netzwerkes begibt. Das Netzwerk sorgt dafür, daß jedes einzelne Mitglied all das an die Hand bekommt, mit dem es seine Individualität optimal ausdrücken kann.

Viel Zeit verwenden die Menschen darauf, die Kleidung auszusuchen, die zu ihnen paßt, oder das Fernsehprogramm zu bestimmen, das das beste Angebot für sie macht. Fragen jedoch, die das Verhältnis des einzelnen zur Gemeinschaft oder die für den einzelnen zentralen Lebensperspektiven betreffen, werden von den Institutionen behandelt und entschieden.

Existentiell wichtige Fragen zum Verhältnis des einzelnen zur Gemeinschaft könnten, wenn sie denn nicht kollektiv entschieden würden, etwa so aussehen:

- Für welche Gemeinschaftsausgaben wende ich einen wie großen Anteil meines Einkommens auf? (Diese Frage stellt sich nicht, weil der Staat die Beiträge für die Gemeinschaftsausgaben zwangsweise per Steuern erhebt.)
- Wie kann ich dafür sorgen, daß meine Umwelt lebenswert und gesundheitsförderlich eingerichtet wird? (Die Frage stellt sich nicht, weil »Umwelt« als öffentlicher Besitz gilt, über dessen Verwendung das staatliche Netzwerk zu entscheiden hat.)
- Auf welche Weise Sorge ich für mein Alter vor? (Diese Frage stellt sich nicht, weil das Netzwerk jeden, der über kein hinreichend großes Einkommen verfügt, zwangsweise rentenversichert.)
- Welche Form des Lernens ist für meine Kinder am geeignetsten? (Die Frage stellt sich nicht, weil der Staat den Besuch einer öffentlichen Schule bzw. einer von der »Öffentlichkeit« akzeptierten Privatschule vorschreibt.)

Der Bereich, in welchem überhaupt die Chance bestünde, Individualität herauszubilden, ist stark eingegrenzt. Nicht nur das: Der Bereich individueller Entscheidungen ist tendentiell eher auf die weniger wichtigen Lebensfragen reduziert, während die Entscheidungen, je wichtiger sie für die Existenz des Menschen sind, um so stärker von der etatistischen Gesellschaft dominiert werden.

Nach dem klassischen Bildungsideal (z.B. Wilhelm von Humboldts [1767-1835]) ist Individualität kein »Zustand«, auch keine »Eigenschaft«, mit der man geboren wird, sondern ein Prozeß. Individualität bildet sich heraus. Sie bildet sich heraus durch die Erfahrungen, die ein Mensch im Schnittpunkt seiner freien Entscheidungen und der gesellschaftlichen Gegebenheiten macht. Je mächtiger die gesellschaftlichen Gegebenheiten sind, um so geringer ist der Bereich der freien Entscheidungen. Fehlt die Möglichkeit freier Entscheidungen, muß notwendig die Individualität abnehmen.

Während die Individualisierung der Gesellschaft scheinbar zunimmt, verkümmert unsere Individualität. Wir verhalten uns nicht individuell, sondern wie Herdentiere. Das ist kein Naturereignis, weil »die Menschen nun einmal so sind«, sondern das Ergebnis der gesellschaftlichen Entwicklung – der Entwicklung zu einer *etatistischen* Gesellschaft, die zwar die Selbstverwirklichung des einzelnen Menschen als obersten Wert anerkennt, aber die Herstellung und Sicherung der lebenswichtigen Bedingungen der Selbstverwirklichung staatlich löst.

Wenn die konforme Individualität nur am klassischen Bildungsideal scheitern würde, wäre dies vielleicht nicht weiter tragisch. Warum an einem Ideal festhalten, wenn eine andere Entwicklung die Menschen glücklich macht?

Die Verkümmerng der Individualität jedoch macht nicht glücklich. Die Dinge, die der Sozialstaat für jedes einzelne Mitglied zur Verfügung stellt, sind notwendigerweise orientiert an Durchschnittswerten. Je weniger Möglichkeiten das einzelne Mitglied der Gesellschaft hat, diese Dinge auf seine spezielle Situation bezogen zu verändern, um so unzufriedener muß es werden.

- Beispiel 1: Karl hat zwei Kinder. Seine Tochter Anne ist ehrgeizig und liebt den Wettbewerb. Für sie wäre ein Unterricht gut, der auf strengen, an objektiver Leistung ausgerichteten Noten basiert. Sein Sohn Michael dagegen ist sensibel und in sich gekehrt. Auf Druck reagiert er verstört. Für ihn wäre ein Unterricht gut, der vorsichtig seine Kreativität entwickelt. Tatsächlich aber muß Karl beide Kinder auf die zuständige Grundschule schicken, in der weder richtiger Wettbewerb herrscht noch eine angemessene Förderung der Kreativität stattfindet. Die Realität der Schule ist ein Kompromiß aus beiden Anforderungen. Keinem der Kinder von Karl gefällt es in der Schule.
- Beispiel 2: Sarah und ihr Freundeskreis liebt die ortsansässige Oper. Sie würden gern ihre für Kulturpolitik vorgesehenen Steuermittel für »ihre« Oper aufbringen, anstatt die Förderung von Filmen zu finanzieren, die sie eh nicht an-

schaufen. Stattdessen wird im Rahmen einer Städtekooperation das unwirtschaftliche und künstlerisch »unbedeutende« Opernhaus geschlossen. Dafür verwendet die »öffentliche Hand« große Subventionen auf ein zentrales, natürlich international »bedeutendes« Haus. Aber Sarah und ihre Freundinnen fühlen sich hier fremd und bleiben weg – diese Oper ist nicht mehr ihre Oper.

- Beispiel 3: Richard und Robert sind Freunde, aber grundverschieden. Richard braucht die Sicherheit des Arbeitsplatzes. Er will die Firma, bei der er angefangen hat, am liebsten nie mehr verlassen. Gerne würde er einen Vertrag akzeptieren, in welchem ihm eine ebenso ausgedehnte Kündigungsfrist auferlegt wird wie dem Arbeitgeber. Für diese Sicherheit wäre er sogar bereit, auf einen Teil seines Lohnes zu verzichten. Robert dagegen hält es nie lange an einer Stelle aus. Er könnte sich vorstellen, auf der Basis von »hire and fire« irgendwo anzufangen, wenn er im Gegenzug auch das Recht hätte, von einem Tag auf den anderen wegzubleiben, sobald er etwas entsprechend besseres gefunden hat. In Wirklichkeit ist der gesetzliche Kündigungsschutz ein Kompromiß aus beiden Möglichkeiten. Weder Richard noch Robert sind damit glücklich.

Drei Beispiele, ein Prinzip: Die etatistische Gesellschaft behauptet, allen zu geben, was sie zu ihrem Glück brauchen, aber dabei gibt sie dies niemandem. Jedes einzelne Mitglied der Gesellschaft fühlt sich ein bißchen unwohl. Jeder ist nur halb befriedigt. Und das, obwohl sich doch die »öffentliche Hand« eine solche Mühe gibt!